

Nur für Betriebsangehörige der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz

WERKMITTEILUNGEN



Inseldeutsch: Owiebill!

Die Spanier auf Mallorca haben ein neues Wort. Sie hassen es, sie spucken es im Zorn aus, sie jagen es höhnisch hinterher. Owiebill! Owiebill! Man hört es auf allen Straßen Palmas, im Hafen von Soller, vor der Karthause Valldemosas, man hört es in den Bodegas, vor den Kognakschenken, vor den Schuhgeschäften, an den Blumenständen, dort, wo Orangen verkauft werden und dort, wo man Herrenanzüge in vierundzwanzig Stunden nach Maß schneidert: Owiebill! Owiebill!

Es sind die deutschen Touristen, die auf großen Kähnen hier landen, die mit den Flugzeugen der Iberia hier ankommen oder direkt aus Hamburg, Frankfurt und München, sie strömen auf den Borne, auf die Ramblas, bleiben vor den Auslagen der Geschäfte stehen, treten ein, kaufen und brechen in den entzückten Ruf aus: Owiebill! Owiebill! Ja, es ist billig auf Mallorca. Für die Fremden. Für alle, die in anderer Währung verdienen und für eine Mark zehn Peseten erhalten. Ihr Jubel besteht zu Recht: „O wie billig!“ Für die Insulaner aber ist das Leben sehr teuer geworden. Die Löhne sind niedrig, die Gehälter über die Maßen bescheiden. Die Preise ziehen täglich an. Es sind die Touristen, die die Preise verderben, sagen sie, wenn sie am Samstag ein kleineres Stück Fleisch für das gleiche Geld bekommen. Es sind die Owiebills, die ihre Hühner essen, ihre Fische, ihr Gemüse, ihre Orangen. Es sind die Owiebills, die nicht nach dem Preis fragen und in den Kaffeehäusern durch hohe Trinkgelder die amigos zu Kellnern erniedrigen. Sie können die freudigen Ausbrüche nicht mehr ertragen. Sie hassen den Jubelschrei „Owiebill!“ Er ist zum Schimpfwort für die Touristen geworden. Die Owiebills! Könnten wir es nicht abstellen, meine Freunde? Der Spanier liebt die Deutschen. Aber er liebt nicht die Owiebills. Pflegen wir die Freundschaft, die auf der Welt ein so kostbares Gut geworden ist, und verscherzen wir sie uns nicht mit unserm dicken Portemannaie. Es ist kein Schmuck, es trägt nur auf, am besten versteckt man es hinten in der Hose.

Jo Hanns Rösler



Die Reisezeit beginnt: abt uns unsere Nachbarn kennenlernen!

Bernhard Gerhards,
Verkauf Oberbilk:

Urlaub in Großbritannien

Um 0.56 Uhr fahre ich von Düsseldorf ab. In einem Wagen der Dänischen Staatsbahn mit Kurs Ostende finde ich in einem Abteil eine halbleere Bank. Das verheißt etwas Schlaf, aber schon in Köln werde ich durch das Umkopeln des Wagens wieder geweckt und in Aachen durch den Zollbeamten: Paßkontrolle. Dann geht die Fahrt weiter über Lüttich nach Brüssel. Der Aufenthalt in Brüssel dauert nur einige Minuten, und so kann ich von dieser schönen Stadt nur sehen, was jede Großstadt vom D-Zugfenster aus bietet: Hinterhöfe nicht gerade bester Wohnhäuser, flatternde Wäsche, winzige Gärten und selten ein kurzer Blick in eine Straße, wenn der Zug gerade eine Überführung passiert.

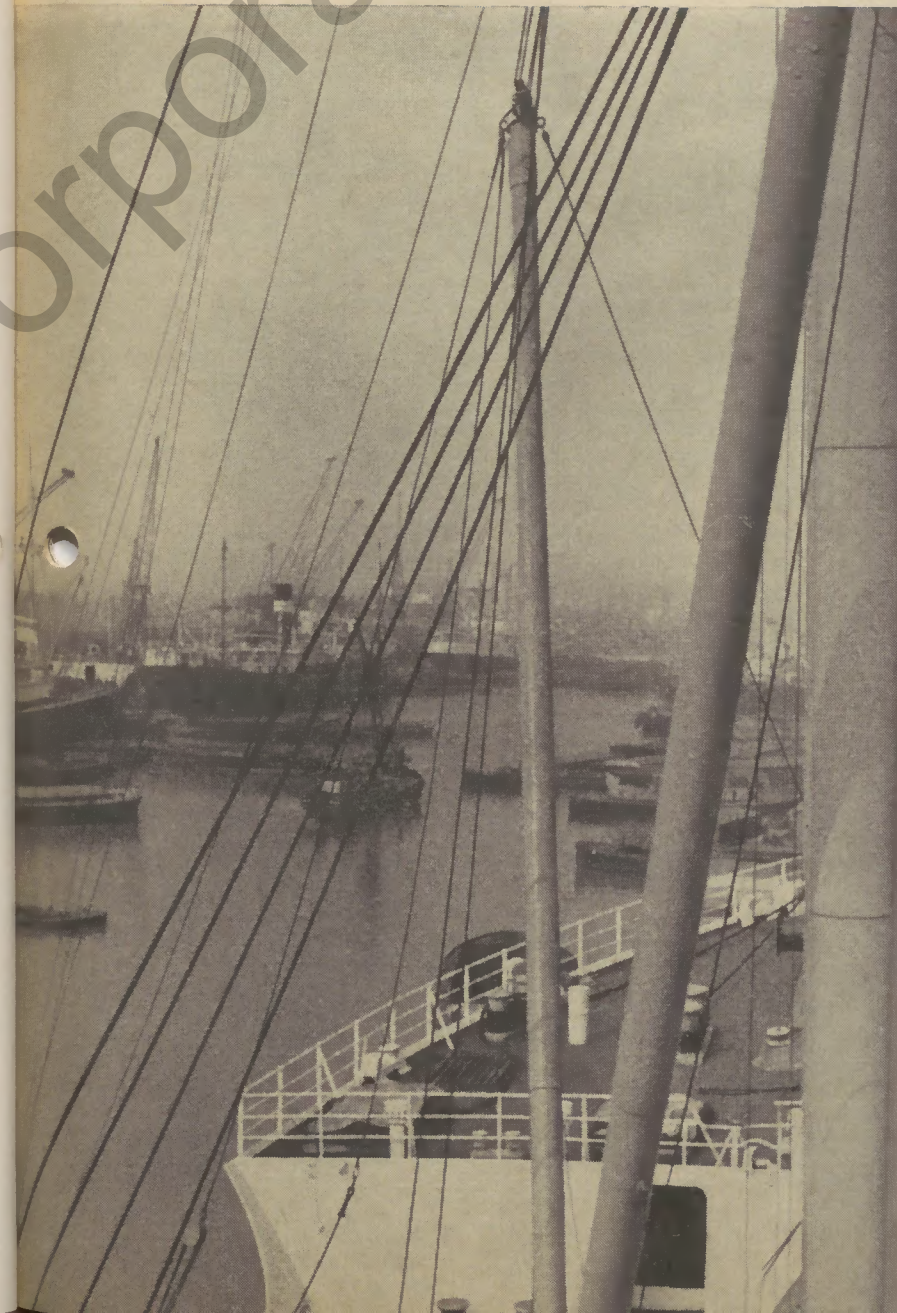
In Ostende steige ich auf das schon bereitstehende Fährschiff um. Die Sonne strahlt vom Himmel. Ich sitze in einem bequemen Liegestuhl am Heck des Schiffes. Neben mir ein freundlicher älterer Herr und seine Gattin. Sie stammen aus Mittellengland und kehren gerade von einer Urlaubsreise aus Belgien zurück. Früher, vor dem Kriege, waren sie auch einmal in Deutschland und erzählen heute noch begeistert davon. Es entspinnt sich eine nette Unterhaltung, und ich erhalte die ersten Tipps für meinen Aufenthalt in Großbritannien.

Nach fast drei Stunden ruhiger Seefahrt werden am Horizont in einer ziemlich starken Dunstschicht die Kreidefelsen der Steilküste Englands sichtbar. Eine halbe Stunde später legen wir am Kai in Dover an, und schon ergießt sich ein wahrer Strom von Menschen über eine kleine Landebrücke zur Zollabfertigung. Ich muß eine halbe Stunde warten, bis ich endlich die Paßkontrolle passiert habe. Dann schließe ich mich der nächsten Schlange an, die auf die Gepäckkon-

trolle wartet. Endlich habe ich auch diese Hürde überwunden und kann in den bereitstehenden Zug nach London einsteigen. Vergeblich laufe ich am ganzen Zug entlang, um noch einen freien Platz zu finden, entweder ist nur noch 1. Klasse frei oder die Abteile sind reserviert. — Da endlich, als ich schon das zweite Mal entlanglaufe, winkt mir jemand zu und fordert mich auf, in sein Abteil zu kommen. Es ist der freundliche ältere Herr, dessen Bekanntschaft ich bereits auf dem Fährschiff gemacht habe, den ich im Gedränge am Zoll aber leider aus den Augen verlor. Er hat für mich einen Platz freigehalten, und so können wir unsere Unterhaltung fortsetzen.

Der Zug fährt in Richtung London. England ist ganz anders als ich es mir vorgestellt habe. Es unterscheidet sich von Deutschland in mancher Hinsicht. Die Wagen des Zuges, mit dem ich fahre, sind rot-gelb und zum Teil leuchtend grün gestrichen. Die Inneneinrichtung ist sehr bequem. Links und rechts des Mittelganges stehen zwischen den gepolsterten Bänken (es gibt bei der englischen Bahn nur gepolsterte Sitze, sowohl für 1. als auch für 3. Klasse — 2. Klasse gibt es nicht —) am Boden befestigte Tische, die genau so lang sind wie die Bänke. Ohne Unterbrechung geht die Fahrt durch die zwar ebene, aber dennoch sehr ansprechende Landschaft von Kent, den Garten Englands. Ab und zu ein kleines Dorf; meistens nur Einzelgehöfte. Wald sehe ich nur wenig. Dafür ist die ganze Landschaft aber von Hecken und Reihen von Bäumen oder Strauchwerk durchzogen, womit jedes Feld vom nächsten getrennt wird.

Nach eineinhalb Stunden Fahrt erreichen wir den Stadtrand von London. Kleine einstöckige Häuser aus Naturstein, alle im gleichen Stil gebaut. Über



den Häusern ein Meer von Schornsteinen. Da man in England das offene Kaminfeuer sehr schätzt, wird es auch in jedem Zimmer angelegt, und jede Feuerstelle braucht ihren separaten Abzug. Hieraus ergibt sich dieser Wald von Schornsteinen, die alle als rote Tonröhren aus den Dächern ragen. Weiter geht die Fahrt durch einen der ärmsten und schmutzigsten Vororte Londons, durch Battersea mit dem riesigen Kraftwerk, das ganz London mit Strom versorgt. Eine Viertelstunde später erreichen wir „Victoria Station“, ein Kopfbahnhof mit 18 Bahnsteigen, auf dem man zum größten Teil internationales Publikum antrifft. Ein Taxi hinter dem anderen steht auf dem Bahnsteig. Scharen von Gepäckträgern laufen durcheinander. Es gibt keine Sperren, und die Taxis fahren vom Bahnsteig durch die Bahnhofshalle gleich auf die Straße. Sehr klobig sehen sie aus. Sie sind aber verhältnismäßig billig und bequem. In der Gepäckaufbewahrung gebe ich zunächst meinen Koffer auf und gehe mit einem Camping-Beutel, in dem ich das Wichtigste verstaut habe, der Untergrundbahn zu. Mit Hilfe eines Stadtplanes finde ich unterirdisch sehr schnell den Weg zu dem Teil Londons, in dem die Jugendherberge liegt. Als ich mich, wieder an der Erdoberfläche aufgetaucht, bei einem Schutzmann nach dem Weg zur Herberge erkundige, erfahre ich, daß alles überfüllt ist. Von der langen Bahnfahrt her fühle ich mich schmutzig, müde und hungrig. Ich wähle also den bequemsten Weg und suche ein Hotel auf, in dem ich für eine Übernachtung

Dieser Blick von der Brücke eines 12.000-Tonnern über den Hafen läßt die erregende und zugleich fesselnde Atmosphäre ahnen, die den Binnenländer wohl in allen großen Hafenplätzen so sehr beeindruckt.

Titelbild: London, Picadilly Circus
(Held, corona international)

mit Frühstück buche. Am Abend unternehme ich noch einen Spaziergang durch den Stadtteil Kensington. Ein Haus gleicht dem anderen.

Im Frühstückszimmer des Hotels sitze ich am nächsten Morgen mit zwei Engländern und einer Engländerin am Tisch. Es kommt mir alles so steif vor. Man spricht über das herrliche Sonnenwetter, das nun schon über vier Wochen anhält, und alle sind sie sehr höflich zueinander und auch mir gegenüber. Das Frühstück besteht aus einem Spiegelei mit Speck, zwei kleinen Brat-

Stunde zusammensitzen, läuft die Unterhaltung fließender und freier.

Da das Hotel für das Wochenende bereits besetzt ist, muß ich mir eine andere Unterkunft suchen. In der Jugendherberge bekomme ich erst Montag Platz. Also bin ich wieder auf ein Hotelzimmer angewiesen. Aber welches Hotel wir auch anrufen, überall ist für das Wochenende besetzt. Im August fällt es schwer, in London Unterkunft zu finden. Nach vielen vergeblichen Mühen finde ich endlich ein Hotelzimmer in Woodford, einem sauberen Londoner Vorort. Der Sorge um die Unterkunft entbunden, begeben wir uns jetzt zu Fuß auf Entdeckungsreise durch London.

Was mir sofort auffällt, sind die großartige Disziplin und Höflichkeit der Engländer im Verkehr. Im dichtesten Gedränge von Pkw, Taxis, doppelstöckigen Autobussen, Last- und Lieferwagen gibt es kein Hupen oder böse Worte, und wenn einmal ein Fußgänger seinen Fuß auf einen Zebrastreifen gesetzt hat, gibt es bestimmt keinen Autofahrer, der noch soeben durchhuscht. Auf der anderen Seite tragen aber auch die Fußgänger mit ihrer Höflichkeit sehr viel zur Verkehrsdisziplin bei. Es ist eben anders als bei uns.

An dieser Stelle sei ein kleiner Zwischenfall erzählt, der typisch für die Höflichkeit der Engländer im Verkehr ist. Daß man sich in London, wie in England überhaupt, an Autobushaltestellen in einer Schlange aufstellt, ist wohl bekannt. Unbewußt habe ich einmal den Kopf einer sich sehr schnell aufreihenden Schlange gebildet. Mir fiel das erst auf als ich sah, daß die Leute zögerten, den haltenden Bus zu besteigen. Ich war nämlich zufällig an einem der vielen Haltestellenschilder stehen geblieben, um mir irgend etwas anzusehen. Ein wenig beschämt über so viel Höflichkeit habe ich mich dann schnell abgewendet.

Wir besichtigen Westminster Abbey, eine im gotischen Stil gebaute Kirche mit anschließendem Kloster, in der Englands Könige gekrönt werden und berühmte Persönlichkeiten — Wissenschaftler, Literaten, Forscher, Künstler usw. — neben Königen begraben liegen. Weiter gehen wir zu dem in der Nähe, direkt am Themseufer gelegenen Parlamentsgebäude, in dessen Uhrenturm die weltberühmte Glocke „Big Ben“ hängt. Es ist kurz vor 12 Uhr, und wir stehen auf der Westminsterbrücke mit ihren wunderschönen Kandelabern und warten darauf, daß „Big Ben“ sich hören läßt. Anschließend gehen wir an der Downing Street Nr. 10, der Amtswohnung des jeweiligen Premier-Ministers, vorbei zum Trafalgar-Square mit der riesigen Nelson-Säule, die vor zwei groß angelegten Springbrunnen auf der Mitte des Platzes steht. Die Rückfront dieses Platzes bildet die „National Gallery“ mit ihrer großartigen Gemäldesammlung. Eine

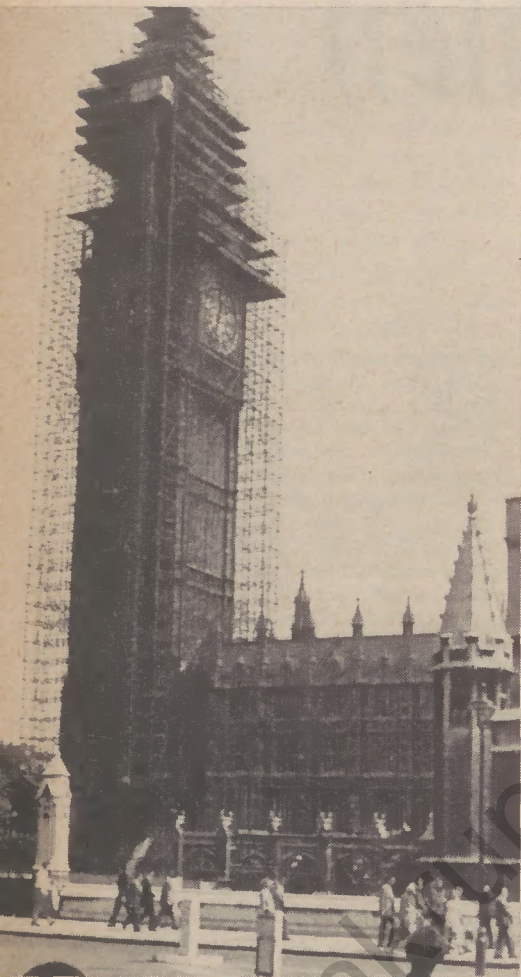
Seite wird durch drei gewaltige Torbogen begrenzt, von wo aus eine Straße direkt durch den St. James Park auf den Buckingham-Palast, die Residenz der Könige, zuführt.

Mittlerweile sind wir hungrig geworden und gehen in „Lyons Corner House“. Das ist ein Selbstbedienungsrestaurant mit unglaublich vielen Filialen, die in allen Stadtteilen Londons zu finden sind. Die englische Kost schmeckt zwar nicht so, wie man es von Hause aus gewöhnt ist, aber essen kann man sie doch ganz gut.

Am Nachmittag fahren wir mit einem der doppelstöckigen Autobusse, die in sehr kurzen Zeitabständen verkehren und das Verkehrsbild Londons durch ihre alle übrigen Fahrzeuge überragende Höhe beherrschen, zur „St. Pauls Cathedral“. Der Bus fährt durch die Westminster City zur weltberühmten Fleet Street, wo die größten Zeitungen Englands verlegt werden. Mit der Fleet Street beginnt auch die „City“ von London. Hier am Eingang der Fleet Street hat der „Lord Mayor“, der Oberbürgermeister und gleichzeitig erster Bürger der Stadt, seinen Sitz. Es ist ein traditioneller Brauch, daß die Königin von England, wenn sie zu offiziellen Anlässen in oder durch die „City“ fahren muß, zuerst den „Lord Mayor“ zu fragen hat, ob er es gestattet; denn die „City“ untersteht offiziell an erster Stelle ihm.

Wir gehen in die im Renaissance-Stil erbaute „St. Pauls Cathedral“ und steigen dort über 400 Stufen hinauf zur Riesenkuppel, die sowohl einen äußeren, als auch einen inneren Rundgang hat. Vom äußeren Gang aus kann man London in seiner ganzen Größe — soweit es nicht im Dunst untertaucht — erkennen. Ich beobachte das Gewimmel von Menschen und Autos in der „City“, in der zweieinhalb Millionen Menschen in den großen Bank- und Versicherungsgebäuden, den Geschäftshäusern, Nachrichtenagenturen, Verlagen und Speditionsgesellschaften beschäftigt sind. Sonntags ist die City wie ausgestorben, denn hier wohnen nur 40 000 Menschen.

Am späten Nachmittag hole ich mein Gepäck vom Bahnhof und fahre zum Hotel. Während des Abendessens sitze ich mit einem freundlich aussehenden, graubärtigen Kapitän zusammen, der mich im Laufe des Gesprächs einlädt, sein Schiff im Londoner Hafen zu besichtigen. Am nächsten Morgen holt er mich mit einem Wagen vom Hotel ab. Sein Schiff ist ein 12 000 t großer Frachter der „Blue Star Line“, der zwischen England, Australien und Neuseeland verkehrt. Der 3. Offizier führt mich und zeigt mir die Einrichtungen des Schiffes, in dem auch für 12 Passagiere Platz ist. Nach dem Rundgang, bei dem der Offizier mir eingehend den Gebrauch der Navigationsgeräte, und davon insbesondere den des Radargerätes, vorgeführt hat, werden wir vom Kapitän in seine Kajüte eingeladen. Bei hoch-



„Big Ben“ im Stahlrohr-„Kleid“

Der Turm ist ein Teil des Parlamentsgebäudes, dessen große Glocke man oft im Rundfunk hört.

würstchen (so groß wie ein Finger, und ihr Hauptbestandteil ist Mehl), Toast, Butter, Marmelade und Tee. Tee ist das Nationalgetränk Englands, und die Engländer verstehen es gut, ihn zuzubereiten; ziemlich stark mit Milch und Zucker.

Nach dem Frühstück rufe ich einen Bekannten an, der in der Nähe Londons wohnt. Ich habe ihn 1950 einmal in der Jugendherberge in Godesberg getroffen. Er kommt eine Stunde später zum Hotel.

Obwohl wir in ständigem Briefwechsel standen, ist die Begrüßung etwas förmlich. Ich habe das Gefühl, als könnte er aus seiner eigenen Haut nicht heraus. Nachdem wir aber eine halbe

unten rechts:

Man kann noch so hoch stehen, die ganze Stadt sieht man wohl nie.

links:

Auf dem „Trafalgar Square“ vor der „National Gallery“, und Tauben — nicht nur in Venedig! Unbekümmert stellt man die neuesten Hosenträgermodelle zur Schau.

Fotos: Verfasser

Neben der Menge von Baudenkmälern, die hier einzeln aufzuführen zu weitläufig wäre, versuche ich immer, die Stadt als Ganzes mit den darin wohnenden Menschen kennenzulernen. Wenn das gestellte Besichtigungsziel nicht zu weit von meinem jeweiligen Standort entfernt ist, unternehme ich den Weg dorthin zu Fuß; denn eine Stadt muß man sich erwandern, um sie kennenzulernen. Für einen, der sich aber aus Zeitmangel nur sehr kurze Zeit hier aufhalten kann, ist die Untergrundbahn das ideale Verkehrsmittel, das jeden in kürzester Zeit zum Ziele führt.



prozentigen Kostbarkeiten entspinnt sich eine angeregte Unterhaltung. Der Kapitän erzählt, daß er die Deutschen sehr gern möge und sie wegen ihres Fleißes und ihrer Strebsamkeit bewundere, wodurch sie es fertiggebracht hätten, Deutschland zehn Jahre nach einem total verlorenen Krieg wieder einen so bedeutenden Platz in der Weltwirtschaft einzuräumen.

Bei dieser Unterhaltung kommt mir sehr deutlich zum Bewußtsein, daß die künstlichen Grenzen, die unser kleines Europa in viele kleine Staaten aufteilen, die inneren Beziehungen der Menschen zueinander doch nur wenig zu berühren brauchen. Ich finde viele mich belastende Vorurteile unbegründet und bin froh darüber. Sicherlich haben die Engländer ihre Eigenarten, die sich z. B. in ihrer sehr konservativen Denkart, in ihrer Lebensweise, in ihrer Kleidung und in ihrem Baustil auswirken. Um aber darüber urteilen zu können, muß man sich erst einmal — nach Möglichkeit im Lande selbst — damit be-

schäftigt haben. Andere Völker haben auch ihre Eigenarten, und nicht zuletzt wir Deutschen. Wenn alle Menschen toleranter wären, sich nicht von Vorurteilen dirigieren ließen und versuchen würden, durch persönlichen Kontakt den anderen zu verstehen und sich ihre eigene Meinung zu bilden, sähe es um unser Weltgeschehen und im kleineren Rahmen um ein geeintes Europa besser aus.

Gegen Mittag begleitet mich der Kapitän zurück zum Hotel. Nach dem Essen findet sich mein Bekannter wieder ein, der sich für den Nachmittag von seinem Vater ein Auto ausgeliehen hat, in dem er mit mir eine Stadtrundfahrt unternimmt. London ist viel zu groß, um es an einem Nachmittag kennenzulernen. Die Rundfahrt vermittelt nur einen ganz groben Überblick; vor allem aber bekomme ich von einem Stadtkundigen gezeigt, was wohl am sehenswertesten ist; denn selbst acht Tage Aufenthalt reichen nur dazu, Ausschnitte der Stadt kennenzulernen.

In der „National Gallery“, in der ein unermeßlicher Wert an Gemälden zusammengetragen ist, finde ich eine große Anzahl Betrachter, die, neben einer Anzahl von Ausländern, aus allen Schichten der Bevölkerung kommen. Es ist bezeichnend, daß kein Eintrittsgeld erhoben wird.

Ich bin zwei Stunden lang am Südufer der Themse entlanggegangen; vom Waterloo-Bahnhof bis zur Tower-Brücke. Es ist eigentlich ein häßlicher Teil Londons. Er setzt sich zusammen aus Lagerhäusern, die bis ans Themseufer gebaut sind, wo Lastkähne be- und entladen werden, aus kleinen Fabriken und Werkstätten, schmutzigen Wohnhäusern und „Pubs“. Das sind Lokale, in denen Bier und Spirituosen ausgeschenkt werden, im übrigen aber mit unseren Gaststätten wenig gemein haben. Hier steht lediglich eine Theke, an der die Gläser bis zum Überlaufen mit „Ale“, einem bierähnlichen Getränk, gefüllt werden, das man dann stehend trinkt. Es stehen auch verein-

zelte dunkle, ungedeckte Tische dort mit einer Holzbank oder einigen Stühlen. Mir kommt es in diesen „Pubs“ nie ganz sauber vor. Nur Männer verkehren hier, und Kellner habe ich nie gesehen. Jeder holt sich sein Getränk an der Theke und bezahlt es jeweils dort. Um 22.30 Uhr müssen alle „Pubs“ schließen.

Die Läden in diesem Stadtviertel sehen ebenfalls nicht sehr ansprechend aus, klein und vollgestopft mit Waren, die etwas unordentlich aufgestapelt herumliegen. Der dichte Verkehr in den Straßen und Gassen wird von Lastwagen beherrscht, die sich einen Weg durch das Gewühl suchen oder vor den Lagerhäusern stehen.

Gegen Mittag füllen sich in ganz London die Speiselokale. Es sind kleine Gaststätten, wie man sie bei uns in ihrer Art kaum kennt, die zum Teil ganz ordentlich, in den ärmeren Stadtteilen aber primitiv sind. Man kann hier essen und Tee trinken. Alkoholische Getränke dürfen nicht ausgetrenkt werden. Es gibt nur wenige Lokale, in denen man beides gleichzeitig bekommt. Bei Sonnenwetter sieht man viele Leute während der Mittagspause auf den äußerst kurz geschorenen Rasenflächen der Parkanlagen Londons liegen, wo viele ihre mitgebrachten Butterbrote verzehren. Die Engländer haben überhaupt eine besondere Vorliebe für das Picknick. Am freien Samstag und am Sonntag fahren sie mit allen erdenklichen Verkehrsmitteln aus den Städten hinaus ins Grüne. Wer von den Londonern keine Gelegenheit hat, aus der Stadt zu kommen und auch nicht zu Hause bleiben will, der geht in den Hyde-Park, wo die Rasenflächen von lagernden Londonern übersät sind.

An einer der Ecken des Hyde-Parkes, der zwar sehr groß, aber nicht sonderlich schön ist, darf jeder, der das Bedürfnis hat zu reden, sein Pult aufstellen und zur Menge, sofern sich eine um ihn versammelt, sprechen. Es sind größtenteils Fanatiker aus den unteren Schichten. Ihre Themen sind hauptsächlich: Religion, Politik oder gewerkschaftliche Probleme. Hier darf jeder über alles reden. Nur ist es ratsam, nichts gegen die Königin zu sagen, da derjenige sonst Gefahr läuft, von der Menge — gleich aus welchen politischen Richtungen sie sich zusammensetzen mag — gemäßregelt zu werden. Wenn man durch die Straßen der City bummelt, ist es etwas ganz Alltägliches, daß man eine Menge Herren in schwarzen oder auch gestreiften Hosen und schwarzen Jacken mit Melone auf dem Kopf und Regenschirm in der Hand beobachten kann. Dazu erzählt mir mein Bekannter, daß nicht etwa nur die Inhaber oder leitenden Angestellten der in der City gelegenen Unternehmen diese Kleidung tragen, sondern ein jeder, auch wenn seine Position noch so gering ist. Es ist sozusagen die Berufsuniform dieser Leute, und für die meisten Engländer wäre es unvorstellbar, wenn sie während der Dienststunden in den Büros oder Banken helle Anzüge oder gar kombinierte Anzüge tragen würden. Selbst an heißesten Tagen macht man keine Ausnahme.

Im nächsten Heft: Per Anhalter nach Schottland



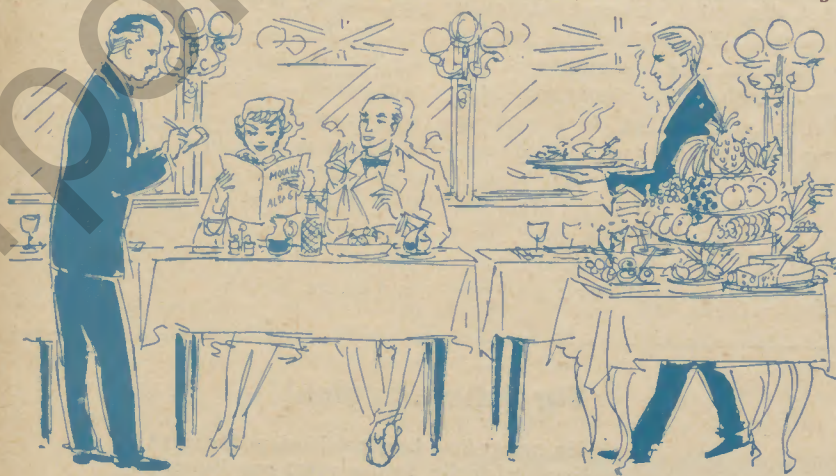
Nach Frankreich hinein zu fahren ist zum Glück wieder ein privates Unternehmen geworden und wird es bleiben. Wagen wir das friedliche Abenteuer auf eigene Rechnung und Gefahr. Die Gefahr von Mißverständnissen laßt uns vermeiden. Die Rechnungen wollen wir bezahlen. Was alles übrige betrifft, so sind wir Gäste. Die Prospekte lokken, Frankreich laßt bitten. Machen wir beim Nachbarn Besuch.

An der Grenze ging alles gut. Man war verbindlich und korrekt. Mit einem Schlage, hinter dem Schlagbaum, sind wir im Lande der Franzosen. Alles ist anders: die Aufschriften, Gang und Art der Menschen, sogar die Luft. Man sieht mehr Patina als Politur. Niemand hastet, der Briefträger hat den Rock weit aufgeklopft, zur Eile treibende Uhren in Straßen und Läden sind kaum zu sehen. Aber sie sprechen so schnell — wird man das je verstehen? Wie war doch die Konjugation von avoir?

Da ruft einer, aber wir sind nicht gemeint. Niemand beachtet uns. Wir müssen sehen, wie wir fertig werden. Wagen wir erste Einkäufe: Zigaretten beim „Tabac“, ein Parfum für Elisabeth. (Es wäre hier viel billiger, behauptet sie.) Der Kunde scheint nicht als Majestät zu gelten, vor der man in den Staub sinkt; für ein paar centimes mehr oder weniger gibt man die Würde der Person nicht preis. Aber man ist freundlich und unbefangen, unser Akzent wird überhört, unser Anteil an der Gleichberechtigung ist offenbar. Die Höflichkeit der Umgangsformen tut wohl. Die Sprache der Franzosen ist nicht ja nein nein, sondern oui monsieur, non, monsieur — oder madame oder mademoiselle. (Fürchten Sie nicht, sich zu irren: madame wird sich freuen, wenn man sie für ein junges Mädchen hält, und mademoiselle wird stolz sein, als junge Frau zu gelten.) In Frankreich ist jeder Mann ohne Unterschied des Standes ein monsieur, jede Frau madame. Man bestätigt einander diesen Ehrentitel in jedem Satz möglichst mehrere Male. Auch vergißt man bei keiner Gelegenheit, bitte (s'il vous plaît) und danke zu sagen (merci), natürlich immer mit Hinzufügung von monsieur und madame. Das Räderwerk der menschlichen Gesellschaft ist gut geölt. Man fühlt:

Sie lieben das Leben und kommen gut damit zurecht. Geht es ihnen denn so gut? Die Kleidung der Männer sieht nicht nach Überfluß aus. Aber sie ist adrett; Hemdsärmeligkeiten erlauben sie sich nicht. Die Frauen scheinen ihre Sachen meist selbst zu schneiden. Sie können es gut, sie wirken elegant, doch niemals extravagant. Der Charme von innen projiziert sich nach außen; mit Geld hat das nicht viel zu tun. Sorgen hat man genug, aber man „macht“ sich keine, nicht sich und nicht andern. Darum ist die Luft so leicht und gut zu atmen. Wem es einfiele, jedermann sein Herz auszuschütten, würde bald als ein malheureux gelten, ein Unglückswurm, der die einfachsten Spiel-

regeln der Zivilisation nicht kennt. Nehmen wir daraufhin einen Apéritif, einen „Magenöffner“. Auf die Dauer soll er der Leber gar nicht gut bekommen. Aber er schmeckt so gut, und ein Franzose, der etwas auf sich hält, bewilligt sich das liebliche Getränk vor jeder Mahlzeit. An den kleinen Tischen vor den Cafés ist man schon dabei. Setzen wir uns dazu, mit Front zum Strom der Passanten, und blicken wir hinein ins volle Menschenleben. Lauter Individuen kommen vorüber, jedes mit seiner Besonderheit in Auftritt und Erscheinung. Talentierte Solisten spielen ihr Instrument, und es klingt gut zusammen. Aber da gibt es einen Mißton. Eine fremde Gesellschaft war schon eine Weile durch lautes Wesen und Prosten aufgefallen. Sie sind beim vierten Apéritif, und nun singen sie wahrhaftig: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten... Wir wissen es auch nicht. Wir sind ja nicht als Völkerschau gekommen. Gehen wir, gehen wir etwas essen — eine tüchtige Portion Fleisch, Kartoffeln und Gemüse. Dort



ist „Le Cheval blanc“, das weiße Pferd, ein Restaurant. Merkwürdig — die Tische stehen alle an den Wänden entlang. In der Mitte des Raumes sind verlockende Dinge kunstvoll aufgebaut: Meertiere, Braten, Früchte und vieles mehr. „Herr Ober!“ Nein — wie heißt doch Kellner? „Garçon!“ (Diesmal ohne monsieur, umgekehrt wie bei uns.) „Déjeuner“? Wieso? Ist das nicht Frühstück? Nein, das wäre „le petit déjeuner“, das meist mit einem Kaffee und einer brioche abgetan ist. Das dîner ist das Abendessen. Jetzt hat es midi geläutet, die feierliche

Mitte des Tages. Weh dem, der nun noch von Geschäften spricht. Der Gauken tritt in seine Rechte, jedermann ist den Freuden der Tafel innig hingegeben. Da steht: „Menu“, das wollen wir mal nehmen. Was bringt er? Hors d'oeuvres, appetitliche Vorspeisen. Alle fangen damit an. Nun gut. Aber was soll der Berg Weißbrot bedeuten? Jeder nimmt davon, bricht es und schiebt nach jedem Bissen ein knuspriges Stück davon in den Mund. Da kommt das Zwischengericht, eine Pastete, sieht interessant aus, schmeckt vorzüglich. Dann das Fleisch vom Grill. Ohne Kartoffeln? Machen wir es wie die andern, tunken wir Weißbrot in den würzigen Saft und nippen zwischen durch am Glase. Das Wohlbehagen steigt. Noch ein frischer Käse, eine schwellende Frucht, und unsere erste Mahlzeit in Frankreich ist beendet. Wir sind an Leib und Seele gestärkt und ohne Schwere. Im großen Garten Frankreich, in Meeren und Flüssen gedeiht des Guten die Fülle; und man versteht es, damit etwas anzufangen.

Draußen begegnen sich eben zwei Wagen, sie haben das gleiche fremde Kennzeichen, und die Insassen jubeln einander zu, lärmern und hupen. Ob sie sich kennen? Nein, sie freuen sich nur so, Landsleute zu treffen, als wäre man im Urwald, statt in Europa. Die Passanten machen ärgerliche Gesichter. Nicht, weil sie etwa „fremdenfeindlich“ wären. Frankreich ist an Besucher aus aller Welt gewöhnt. Nur will man nicht an Zeiten erinnert werden, in denen Laute anderer Zunge allzu vernehmlich erklangen. „Eine Schlampererei“, schimpft Erich im

kleinen Hotel und wirft vernichtende Blicke auf die Installationen. Nichts genormt! Flickwerk da und dort. Die Diktatur der Technik ist noch nicht total. Gütlich paktiert man mit der Tücke des Objekts. Streiken die kommunizierenden Röhren, geht man der Sache selber nach und bastelt. Bockt der Motor? Mal sehen. Dem Fachmann mögen sich die Haare sträuben — der Schaden wird behoben, höchst individuell. Man wird doch wohl noch spielen dürfen. Ein jedes Ding hat seinen Herrn, und der ist nicht zu normen. Vorschriften jeder Art sind unbeliebt. Die Ordnung sitzt im Kopf. Auch Disziplin ist eine Sache persönlicher Einsicht. Wir merken es auf Frankreichs Straßen.

Sie fahren schnell und reagieren ebenso. Man drängt sich nicht um jeden Preis vor. Auch am Steuer regiert die Vernunft. Wo blindwütig überholt, wo die Fahrbahn zur Rennbahn wird, handelt es sich fast immer um ausländische Fahrer. Frankreichs vorbildliches Straßennetz wird mit ungeheuren Kosten in Ordnung gehalten, Anlage und Orientierung sind unübertroffen. Wir genießen den Vorteil kostenlos mit. Aber wenn wir schlechte Fahrsitten einführen wollen, zückt der Gendarm den Strafzettel.

Da küssen sich zwei — mitten auf dem Boulevard. Schämen sie sich nicht? Nein, sie kümmern sich um niemand, und keiner sieht nach ihnen hin, es sei denn in stillem Einverständnis. Überall schnäbeln Liebesleute, ungeübt und ungestört. Es ist, als seien sie „dem Schutze des Publikums empfohlen“. Die Paare sind besten Gewissens. Noch ehe wir in kurzer Zeit ein Dutzend gezählt haben, wissen wir, daß die Liebe in Frankreich heiter und voll Freimut ist. Vom schwülen Klima gewisser Romane ist nichts zu spüren. Man denkt natürlich, und man ist's.

Sei brav, Yvonne, ruft eine würdige Dame der Tochter nach. Madame braucht nichts zu befürchten. Die vielberedete Leichtfertigkeit der Französin ist eine optische Täuschung. In den Vergnügungslökalen auf dem Montmartre begegnen wir selten Franzosen, und die Damen dort sind international. Der Tourist hat keine Gelegenheit einer jungen Französin Komplimente zu machen. Sie arbeitet, sie muß Geld

In Frankreich leben Franzosen

Veröffentlicht von der Europäischen Aktionsgemeinschaft e. V. Bonn

verdienen. An flüchtigen Abenteuern liegt ihr wenig. Sie will einen zuverlässigen Mann heiraten und Kinder haben. Die Geburtenziffer in Frankreich steigt ständig an. Die französische Familie ist intakt und zu Hause regiert Madame. Sie sorgt dafür, daß die neumodischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Madame hält alles zusammen. Sie weiß genau, wer die Bekannten ihrer Töchter sind, und sie kargt mit dem Taschengeld der Söhne, damit nichts passiert. Ihr Rechenstift wird mit dem teuren Leben fertig, und sie ist

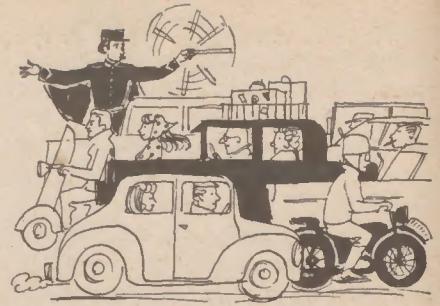


die Hüterin der traditionellen Sparsamkeit, die oberstes Gesetz bleibt, außer beim Essen, Gäste sind teuer, man muß sie gut bewirten, und wenn man sie nicht sehr kritisch auswählt, schleppen sie Madame womöglich weiß Gott was für Ansichten ins Haus. Ausländer finden selten Einlaß in französische Familien.

Unsere französischen Freunde treffen sich lieber mit uns in der Stadt. Freund, steht im Wörterbuch, heißt ami. Aber nicht immer decken sich die Begriffe. Liebenswürdig im Umgang, freigiebig mit unverbindlichen Gesten, will der Franzose auch im Kreise der amis privateste Bezirke unangetastet wissen. Die beiden Männer drüben, man sieht es, sind befreundet. Jeden Tag treffen sie sich am gleichen Tisch zum Essen. Aber keiner weiß vom andern, „wer“ er ist. Nach Personalien, nach Beruf und Privatangelegenheiten haben sie sich nie gefragt. Sie finden einander nett

und vernünftig; das genügt. Amis sind Leute, die über alle möglichen Dinge plaudern und diskutieren, ohne sich mit persönlichen Sorgen zu behelligen. Alsdann geht jeder wieder seiner Wege. Wir würden nach dem Abendessen gern noch sitzenbleiben. Eine zweite oder dritte Flasche Château neuf du Pape wäre nicht schlecht gewesen. Anscheinend ist das hier nicht üblich. Nach dem Dessert und der Zigarette wird ringsum die Sitzung aufgehoben. Trinken die Franzosen nicht gern? Sie trinken wohl anders: zu den Mahlzeiten, und zwischendurch ein Gläschen. Das wärmt das Herz und schärft den Verstand. Man trinkt nicht, um sich zu betäuben, sondern um das Gespräch zu konzentrieren. Betrunkene, womöglich in grölenden Gruppen, begegnet man höchstens in Hafenstädten; es sind Matrosen unter fremder Flagge. In Frankreich scheinen die Trinksitten darin zu bestehen, daß man gesittet trinkt.

Drüben ist eine Kneipe, ein bistrot. Stellen wir uns zu den andern an den „zinc“, den mit Zink ausgeschlagenen Schanktisch. Es geht lebhaft zu. Die Konversation, die geliebte und gekonnte, blüht. Man debattiert. Man florettiert mit Einfällen. Auch wenn es hitzig wird, bleibt es witzig. Rede und Gegenrede flirren wie die Weberschiffchen. Jeder hat seine Meinung, und in der Tasche noch zwei, drei andere, in Gestalt von Zeitungen verschiedener Richtungen. Denn der Fran-



zose ist kein Abonnent; er kauft seine Tageslektüre am Zeitungsstand, mal diese, mal jene. Das Steh-Parlament des Mannes auf der Straße tagt, und der Mann auf der Straße hat viele Gesichter. Der Rechtsanwalt neben dem Straßenfeger hat noch lange nicht recht, weil er akademisch gebildet ist; sein Nachbar denkt auch. Rechthaben, das heißt avoir raison, und raison ist die Vernunft. Nur das Vernünftige gilt, auch am zinc, mit dem Glas in der Hand. Wer will, kann dort etwas lernen.

Pardon, sagt jemand, der unsern Weg kreuzt. Er hat uns doch gar nichts getan. Überall hört man es, das „pardon“: auf der Treppe, im Autobus, in der Tür des Hotels. „Pardon, madame!“ „Faites, monsieur!“ — nur zu. Dich gibt es, mich gibt es, wir sind so viele auf der Welt, was kann man machen. Wenn jeder ein wenig Rücksicht nimmt, die Existenz des anderen nicht verleugnet, ihm seine Meinung läßt und etwas Platz im Leben, wird es schon gehen, messieurs und meine Herren.

Vor Arbeitsbeginn!

Ein neuer Tag beginnt in dem Moment,
Wenn sich die Sonne zeigt am Firmament,
Und in den Häusern hört man schellen
Die Wecker, allen Schlaf vergällen.
Steh auf du Mensch, es ist so weit,
Denk an die Zierde Pünktlichkeit!
Doch langsam und noch traumverloren
Wird jeder Mensch jetzt neu geboren,
Und er versucht mit Gähnen, Strecken,
Den ganzen Körper aufzuwecken,
Bis endlich dann mit einem Zögern
Das Sein entsteigt den warmen Federn.
Der erste Schritt ist nun getan.
Und jetzt fängt gleich das Waschen an.
Man hört im Badezimmer Prusten,
Das manchmal steigert sich zum Husten,
So wird durch kalte Wasser-Macht
Verwischt die Spur der langen Nacht.
Und neu erstanden, munter, frisch
Setzt man sich an den Kaffeetisch.
Das ist der erste Tagesschmaus.
Und bald verläßt man dann das Haus.
Taufrisch umgibt uns Morgenhelle,
Wenn schreiten wir zur Arbeitsstelle,
Noch einen Blick auf die Natur,
Denn dann bestimmt die Technik nur.

Josef Dederichs, Werk Reisholz

„Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien leben, in Wäldern und Hainen. Und noch mehr verehere ich sie, wenn sie einzeln stehen. Sie sind wie Einsame. Nicht wie Einsiedler, welche sich aus irgendeiner Schwäche davongestohlen haben, sondern wie große vereinsamte Menschen, wie Beethoven und Nietzsche. In ihren Wipfeln rauscht die Welt, ihre Wurzeln ruhen im Unendlichen; allein sie verlieren sich nicht darin, sondern erstreben mit aller Kraft ihres Lebens nur das Eine: ihr eigenes, in ihnen wohnendes Gesetz zu erfüllen, ihre eigene Gestalt auszubauen, sich selbst darzustellen. Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum.“

Hermann Hesse

Wir erholen uns von der Technik . . .

. . . und wandern

Solche Bäume wollen wir auch heute auf unserer Wanderung in die Eggerscheidter Gemarkung kennenlernen. Die Straßenbahnlinie 12 bringt uns nach Ratingen. Hier müssen wir zunächst etwas das Pflaster treten. Wir gehen l. in die Grabenstraße, der Stadtmauer entlang, queren die Lintorfer Straße, am Ehrenfriedhof vorbei, l. in die Friedhofstraße, r. in die Hauserallee, über die Mühlheimer Straße, in die Kreuzstraße am Kapellchen vorbei, l. über die Bruchstraße und dann r. in die Hubertusstraße, an der kath. Kirche l. in die Rosenstraße und schließlich zur Straße „Auf der Aue“.

Hinter der Gaststätte (Gst.) „Zum Angertal“ beginnt der Wald, und zwar zunächst nur r. Wo nun der Wald auch l. seinen Anfang nimmt, treffen wir 3 Stieleichen, die ihre knorrigen Äste gen Himmel recken. Zwei stehen gleich am Wege: 2,70 — 26,5 m und 3,25 — 26 m. Die dritte etwas zurückstehende ist die größte: 3,28 — 30 m. Zwei der Bäume haben leider schon viel dürres Holz in den Kronen. Der Weg senkt sich nun tief und wird zum Hohlweg. Springen wir auf die Böschung und schauen ins Tal, so bietet Auermühle mit dem Gondelteich und dem Wasserfall ein reizendes Bild. Wir gehen auf scharfer Linkskurve hinab über die Bahn zwischen Mühle und Teich hindurch und dann r.

Das folgende Wegstück durchs Angertal ist besonders schön. Wir bleiben auf halber Höhe. Der Weg führt parallel der Angertalbahn. Bei einer Weggabelung (Wggblg.) steigen wir l. hinauf und bei erneuter Gblg. r. hinunter. Der Pfad senkt sich zur Bahn. L. von uns erhebt sich eine mit Efeu, Haselnuß- und Brombeersträuchern schön bewachsene Felswand! Bei dem Eisenbahnschild EE schreiten wir über

die Gleise bis zur kleinen Angerbrücke. Jetzt wenden wir uns um und sehen hoch oben auf der Felswand — dem Gräfenstein — den alten Rittersitz liegen.

Nachdem wir dieses Gesamtbild der schlichten Burg gesehen haben, gehen wir wieder zurück über die Bahn und ein kleines Stück nach r., bis von l. ein tiefer Hohlweg ins Angertal ausläuft. Er führt uns hinauf auf den Fahrweg nach Gräfenstein. Wer die Burg besuchen will, wende sich nach l.!

Zwischen Schildmauer und Pfeiler hindurch betreten wir den Burghof. Wir setzen uns l. auf die niedrige Mauer und beschauen den alten, trutzigen Wohnturm aus dem 14. Jahrhundert. Dann gehen wir an dem Fachwerkgebäude mit der Jahreszahl 1757 vorbei durch das efeubewachsene Tor.

Der heute fast vergessene und weitab von allen wichtigen Straßen liegende Rittersitz hat auch in früheren Jahrhunderten keine große Bedeutung gehabt, denn lediglich die Straße Eggerscheidt-Homburg führte in der Nähe vorbei und wurde ausschließlich von den Anwohnern der beiden Dörfer benutzt, die ohnehin den adeligen Strauchdieben, die Anfang des 15. Jahrhunderts in die Kalkumer Fehde verwickelt sein sollen, zins- und frohndienstpflichtig waren.

Anfang des 16. Jahrhunderts gehört Gräfenstein dem Grafen von der Recke. Häufig wechselte es seinen Besitzer. Schließlich wurde die Familie v. Spee Eigentümerin des Anwesens, das heute ein Bauernhof mit einem alten Turm ist und inzwischen einem M.-Gladbacher Bürger gehört, der je-



Rittersitz „Haus zu Haus“

doch die alte Pächterfamilie auf dem Hof belassen hat, die schon seit Generationen die zu Haus Gräfenstein gehörenden Ländereien bewirtschaftet. Wir verlassen Gräfenstein auf dem Wege von eben und steigen aus dem Wald zur Höhe. Noch einmal blicken wir zurück: still und verträumt liegt die bäuerliche Burg, die stolze und rauschende Feste niemals erlebt hat, sondern klein und bescheiden am Rande der „großen Weltgeschichte“ schon damals lag, als noch keine Traktoren die Pflüge über die Felder zogen, sondern gepanzerte Ritter auf ihren Gäulen durch die Wälder trabten.

Der erste Weg r. ab führt zum Lengels-hof. Hier steht hinter der Scheune am Abhang zur Viehweide eine mächtige Traubeneiche, ein kräftiger, gesunder Baum von großer Schönheit, dessen Umfang 4,87 m und dessen Höhe 31,5 m beträgt.

Nun nehmen wir den früheren Weg wieder auf und kommen — die nächste linke Wggblg. lassen wir unbeachtet — bei der Gst. „Zum Lindenhof“ auf die Dorfstraße von Eggerscheidt.

Im Gemüsegarten des „Lindenhofs“ stehen zwei alte Eiben, von denen die größere 90 m hoch ist. Die Eibe ist das seltenste deutsche Nadelholz. Die Nadeln ähneln denen der Tanne, sind aber weicher und ohne weiße Streifen auf der Unterseite. Wegen ihrer Seltenheit stehen fast alle Eibenbäume unter Naturschutz.

Vom Lindenhof gehen wir n. r. in das hübsche Dörfchen hinein und vor der Bäckerei Zimmer (Wegweiser: Ratingen) l. ab zum Dorf hinaus, am Gehöft Singelspütt vorbei zum Wald.

An der Wegbiegung steht l. im Wald eine Prachteiche (3,60 m — 29 m) und

etwa 200 m weiter eine nur wenig kleinere (3,14 m — 26 m). Wir folgen der Straße weiter und biegen etwa 100 m vor der Blockstelle Eggerscheidt (1. Weggblg. l.) in den Wald hinein. Der Weg bringt uns zu einer Unterführung. Auf der andern Seite der Bahn liegt Kellerdick. Vor dem Eingang dieses Hauses (2 kl. Steinsäulen) zweigt r. ein Wiesenpfad ab, der uns zu dem letzten Naturdenkmal unserer Wanderung führt: einer Buche, deren Krone wir über dem Fichtenwald geradeaus sehen. R. am Walde steht sie, von Fichten umgeben.

Der Baum ist als „Dicke Bök“ in der ganzen Gegend bekannt und mit seiner prachtvoll verästelten Krone nicht nur der schönste, sondern auch der höchste Buchenbaum in dem alten Königsforst zwischen Rhein und Ruhr (3,70 m und 36 m).

Zurück zum Haus Kellerdick und dann in gerader Richtung weiter an den Häuschen Kopperschall und Spielheide vorüber durch den Wald! Auf der breiten Straße vor der Erfrischungshalle schwenken wir r. ab. Nach kurzer Zeit stehen wir vor dem Tor des rücksseitigen Ausgangs vom „Blauen See“. Wir gehen hindurch, halten uns l. unten und verlassen durch das Eingangstor das Felsgebiet.

Jetzt überqueren wir vorsichtig die Landstraße Ratingen — Krummenweg, gehen der Angertalbahn am Waldrand entlang, biegen bei Haus Nr. 1 l. ab, kommen an den uns schon bekannten Rittersitz „Haus zu Haus“ vorbei in die Friedhofstraße und können den Weg zur Haltestelle der Linie 12 nicht verfehlen.

Wanderzeit: 3 Std. Kosten: 0.90 DM.
v. Auw.

Jetzt wird die Welt recht neu geboren

Jetzt ist die Maienzeit;

Jetzt tauet auf, was war erfroren

Und durch den Fall verschneit.

Jetzt sausen die Winde

Erquicklich und linde,

Jetzt singen die Lüfte,

Jetzt tönen die Gräfte,

Jetzt hüpf und springet Berg und

Angelus Silesius

Dorfstraße in Eggerscheidt

Fotos: Landesbildstelle Niederrhein



Foto: Kempter-Bavaria

Frühling am Chiemsee

Gedanken zum 1. Mai

Wie in den vergangenen Jahren, so stellte auch jetzt wieder der DGB als Vertreter der in ihm organisierten Arbeitnehmer seine Forderungen zum 1. Mai auf. Es sind dies immer nur die bedeutendsten Anliegen der Arbeitnehmerschaft, die ihren Niederschlag in der Forderung nach der „40-Stunden-Woche“, dem „gerechten Anteil am Sozialprodukt“ usw. finden. Wenn man einmal eine Liste mit den kleinen Sorgen und Nöten aufstellt, die täglich an die Vertreter der Arbeitnehmerschaft herangetragen werden, so würde man in der Öffentlichkeit oder sogar in den eigenen Betrieben staunen über die Fülle dieser Probleme, die bei einer Lösung wesentlich dazu beitragen würden, unser Leben leichter und glücklicher zu gestalten. Die großen Tagesfragen der Gewerkschaftsarbeit drängen leider diese kleinen, aber trotzdem wichtigen Probleme in den Hintergrund. Der Mensch im Betrieb gibt uns eine Vielzahl von Fragen auf, die teilweise allein durch den guten Willen aller Beteiligten, insbesondere der Sozialpartner, gelöst werden könnten.

In einer Mitgliederversammlung in unserem Betrieb haben wir uns einmal mit diesem Problem beschäftigt und den Satz vorausgestellt: „Dein Leben ist mehr als Arbeit!“

Auch am 1. Mai 1956 hat dieser Satz Gültigkeit und er wird sie auch in Zukunft behalten. Die Fragen, die mit diesem Thema in Zusammenhang stehen, können gelöst werden, wenn in uns allen stets die Erkenntnis gegenwärtig ist, daß der Mensch im Mittelpunkt der Wirtschaft und des Betriebes stehen sollte. Würde die wirtschaftliche Planung, die betriebliche Organisation des Arbeitsablaufes und die betriebliche Menschenführung immer von dieser Erkenntnis getragen, so wäre unser tägliches Leben um vieles leichter. Trotz des heutigen Tempos der Zeit muß auch im Betrieb der Mensch das Maß der Dinge bleiben. Es soll hier nicht die Aufgabe sein, alle im Zusammenhang damit stehenden Fragen eingehend zu behandeln, sondern sie sollen als Gedanken einmal in die Diskussion gegeben werden. Bei allen Betrachtungen aber darf eins nicht übersehen und unbeachtet bleiben, daß auch der Arbeiter Erfüllung seines Daseins sucht. Das ist nichts Oberflächliches, sondern die Befriedigung tiefer, innerer Bedürfnisse, die ihren Niederschlag finden in dem Verlangen nach Sicherheit, Anerkennung, nach dem Gefühl einer Gemeinschaftszugehörigkeit. Ein Drittel des Tages gehört dem Betrieb. In ihm schaffen die Menschen die Güter für das tägliche Leben. Gerade deswegen haben wir von einem Betrieb eine besondere Vorstellung. Wenn wir nun am 1. Mai mit unseren großen Sorgen an die Öffentlichkeit treten, dann laßt uns auch an die weniger großen denken und beide vereinen. Viele unserer Forderungen sind im Laufe der Jahrzehnte erfüllt worden, einige stehen vor der Verwirklichung. Tragen wir alle nicht nur an diesem Tage dazu bei, daß große und weniger große Sorgen vereint verwirklicht werden, zu einem Leben in „Frieden, Freiheit und Menschlichkeit“, dann ist unser Leben mehr als Arbeit.

Helmuth Lotz, Werk Reisholz

Kartelle – ja oder nein?

„Jetzt fangen sie auch noch in den Werkmitteilungen an, über Kartelle zu schreiben!“



Er sollte nicht gähnen. Es geht ihn an als Konsument. Allerdings würden wir bekannte Standpunkte an dieser Stelle nicht wiederholen, wenn wir nicht etwas Interessantes in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gefunden hätten, die von unseren Werksangehörigen wohl kaum gelesen wird. Dort veröffentlichte der durch einen Verkehrsunfall zusammen mit seiner Frau und seinem Fahrer im Herbst des vergangenen Jahres ums Leben gekommenen Direktor Dr. Franz Schily vom Bochumer Verein Gedanken, die in der Kartelldebatte bisher nicht zu hören waren. Wir können mit einem gewissen Stolz darauf hinweisen, weil es ein Mann gerade aus der Eisen- und Stahlindustrie war, der hier neue Wege zeigt, ebenso wie unsere Industrie auf dem Gebiet der Mitbestimmung neue Wege zu gehen sucht.

Der Kommentar, den die Frankfurter Allgemeine Zeitung an den Beitrag knüpft, läßt erkennen, wie ungewöhnlich man die Ausführungen empfand. Wir dürfen aber wohl auch annehmen, daß der Beitrag kaum veröffentlicht worden wäre, hätte die Person eines Dr. Schily nicht dahinter gestanden.

Der Frankfurter Allgemeinen Zeitung antwortete erläuternd Prof. Folkert Wilken von der Universität in Freiburg.

Wir finden diese Auseinandersetzung wert, sie einem größeren Kreis von Menschen zugänglich zu machen. Vielleicht findet der eine oder andere dabei aber auch Geschmack an Wirtschaftsfragen. Wir brauchen heute mehr denn je Menschen, die aus eigenem Urteil Stellung zu diesen Dingen nehmen können. Diejenigen Kollegen, die vor vielen Monaten mit unserer Geschäftsleitung im Beisein von Vertretern des Betriebsrates ein Gespräch über Kartellfragen führten, mögen in dieser Veröffentlichung eine Fortführung und Ergänzung der damaligen Aussprache sehen.

Dr. Franz Schily

Brüderlichkeit in der Wirtschaft

Mit Dogmatik kommen wir in der Wirtschaft nicht weiter. Es gibt noch andere Wege, die besser und sicherer zum Ziele führen: zur Deckung des Bedarfs aller Beteiligten, ohne daß dabei irgendwelche Interessenten sich auf Kosten anderer bereichern können. Auch ich gehe davon aus (Dr. Schily nimmt hier Stellung zu vorausgegangenen Veröffentlichungen der Frankfurter Allgemeinen Zeitung), daß die Kommando-Wirtschaft eine Verirrung war, desgleichen, daß eine durchkartellierte Wirtschaft, in der Machtgruppen im Kampf gegeneinanderstehen oder

auch in der ein Kartell unmittelbar der schutzlosen Verbraucherschaft gegenübersteht, vom Übel ist.

Ich sehe drei Kategorien menschlichen Zusammenlebens: 1. die geistigen Zusammenhänge (Schulen, Kirchen, Kunst, Presse). Hier gilt das Prinzip der Freiheit, denn ohne sie ist keine geistige Entfaltung möglich; 2. die politischen (staatlichen) Zusammenhänge (Gericht, Polizei, Politik). Jeder Bürger ist vor dem Gesetz gleich. Hier gilt also die Gleichheit; und schließlich 3. den Komplex der wirtschaftlichen Zusammenhänge, wofür aus der altbekannten

demokratischen Devise „Freiheit, Gleichheit, —“ die Brüderlichkeit übrig bleibt. Diese Brüderlichkeit ist in der Tat auch das Prinzip, welches in der Wirtschaft angewandt werden muß. Sie bedeutet nichts Moralisierendes, sondern ganz einfach die Tatsache, daß eigentlich in der Wirtschaft nichts ohne vernünftige Vereinbarung, das heißt nichts ohne das Einverständnis aller Beteiligten zustandekommen kann. Die Kunst des Kaufmannes besteht also nicht darin, die anderen zu übervorteilen (wie das so mit einer gewissen romantischen Anerkennung für den

erfolgreichen Räuber volkstümlich angenommen wird), sondern darin, den Punkt zu finden, mit dem beide Parteien, beziehungsweise alle beteiligten Parteien zufrieden sind. Den gibt es immer. Vielleicht ist es manchmal recht schwierig, ihn zu finden, aber dann ist es auch Schweißes der Edlen wert, ihn zu suchen. Allerdings wird, von hier aus gesehen, jeder Eingriff des Staates widersinnig, auch der „Zwang zur Freiheit“. Es wird im praktischen Leben auf einmal deutlich, daß „Freiheit“ und „Gleichheit“ Prinzipien sind, die sich auf wirtschaftliche Zusammenhänge nicht anwenden lassen.

Von hier aus gesehen wird man das Kartellproblem so anfassen müssen, daß man den Verbraucher und eventuell auch den Handel mit dem Verband der Erzeuger zusammenbringt und es zu gemeinsamen Entschlüssen und Handlungen kommen läßt. Man müßte also, um Monopol- und Oligopolbildungen und einseitige wirtschaftliche Übermacht zu vermeiden, eher nach einer „Mitbestimmung des Verbrauchers“ rufen statt nach einer Einschaltung des Staates, dessen „Gleichheits“-Prinzip auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge gar nicht passen kann und mit dem wir doch auf diesem Gebiet genügend schlechte Erfahrungen gemacht haben. Bedenken Sie doch einmal, daß bei den Grundstoffindustrien eine „Auslese“ durch den Automatismus des Wettbewerbs gar nicht möglich ist. Oder will man etwa eine große Zeche, die infolge irgendwelcher Veränderungen der geologischen Verhältnisse in Schwierigkeiten gerät, ihren Betrieb stilllegen lassen? Das geschieht in Wirklichkeit nie, und man macht sich nur etwas vor, wenn man in der Theorie davon ausgeht. Man wird also hier zu anderen Formen des Wirtschaftens kommen müssen als bei den Konsumgüterindustrien: im ersten Falle steht als Verbraucher die weiterverarbeitende Industrie dem Erzeuger gegenüber, im zweiten Fall die Schar der letzten Konsumenten. Die Art des Zusammenarbeitens wird sicher, den praktischen Erfordernissen gemäß, eine verschiedene sein müssen, aber das Prinzip ist daselbe. Und gerade in der Grundstoffindustrie — das muß Ihren Artikeln entgegengehalten werden — ist der Erfolg der vergangenen Jahre in Wirklichkeit weniger dem freien Wettbewerb zu verdanken, als vielmehr einem unermüdlichen Beraten und Besprechen aller entstehenden Fragen, wie das tatsächlich in den Verbänden geschieht. Es hat sich eben erwiesen, daß ohne ein gewisses Maß von Lenkung nicht auszukommen ist. Diese kann aber nur

von der Wirtschaft selbst ausgehen, niemals vom Staat.

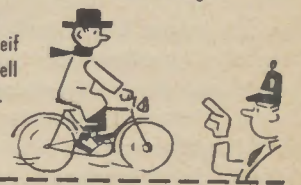
Zusammenschlüsse sind notwendig

Dies bedeutet: Wir brauchen Zusammenschlüsse von Erzeugern, Verbrauchern und Händlern, um über Kapazitätserweiterungen oder Stilllegungen, über das Preisniveau, über den Bedarf usw. zu einer dem oben angegebenen Punkt möglichst nahe kommenden Vereinbarung zu kommen. Nur so wird die höchst unerwünschte Verkalkung in starren Rechtsformen vermieden, und nur so behält die Wirtschaft die ihr innewohnende Lebendigkeit und kann ihre Aufgabe erfüllen, nämlich den Bedarf der Menschen an wirtschaftlichen Gütern mit möglichst geringem Aufwand an Arbeit zu decken. Außerdem sind nur so die in der Wirtschaft tätigen Menschen wirklich frei, weil sie ihr Tun selbst bestimmen, nicht der Staat oder ein Automatismus. Gewisse Spielregeln sind freilich auch hier notwendig, aber die setzt sich die Wirtschaft zusammen mit dem Verbraucher selbst.

Man wende nicht ein, dies sei zwar schön, aber undurchführbar. Meine jahrzehntelangen Erfahrungen im Verbandswesen und in Verhandlungen mit den Verbrauchern haben diese Ansicht erhärtet. Es geht — ja, es geht auf die Dauer nur so! Und ich bin der festen Überzeugung, daß sich diese Form der wirtschaftlichen Zusammenarbeit durchsetzen wird, denn die lebendigen Menschen in der wirtschaftlichen Praxis sind stärker als die zwar exakten, aber doch toten Gedanken der Theorie, seien

Hör' auf deine Frau – fahr' vorsichtig:

Pedale ohne Rückstrahlstreif sind prinzipiell museumsreif.



(Vorschrift für Fahrradausrüstung: Tretrückstrahler)

sie auch logisch und noch so faszinierend.

Deshalb: mit einem Kartellverbot kommt man niemals an die Wurzel des Problems: Der Mensch wehrt sich gegen das Verbot und findet Auswege, „die Maschen des Gesetzes“, von denen Sie selbst sprechen, oder aber er handelt im Verborgenen gegen das Gesetz, das heißt er trifft geheime Absprachen, was das Allergefährlichste ist. Das hat ja die Vergangenheit gelehrt. Deshalb führt nur der positive Schritt wirklich

weiter, nämlich die Kartelle zu Gremien zu erweitern, in denen beide Parteien an einem Tisch sitzen! Dann aber sind es keine Kartelle mehr. Dies ist die Ansicht vieler, die mit Sorge auf die Entwicklung der Kartelldebatte blicken. Die hier ausgesprochenen Gedanken sollen dazu beitragen, die Diskussion von der unfruchtbaren Alternative „Wettbewerb oder Kartellwirtschaft“ abzulenken in Richtung auf eine Lösung, die eine echte Synthese sein kann zwischen These und Antithese, welche heute so unversöhnlich aufeinanderprallen.

Nachwort der Redaktion der FAZ

Es ist nicht die Absicht der Redaktion, einer ausführlichen Erörterung der Schilyschen Gedankengänge vorzugreifen. Insbesondere soll hier nicht auf die Probleme der Grundstoffindustrien Kohle und Eisen eingegangen werden. Der weit über die Grundstoffindustrien hinausgreifende Vorschlag des Verfassers geht dahin, „daß man den Verbraucher und eventuell auch den Handel mit dem Verband der Erzeuger zusammenbringt“. Wie es geschehen soll, Verbraucher gemeinsam mit den Produzenten über Produktion, Investitionen, Stilllegungen, Preise entscheiden zu lassen, ist schwer vorzustellen. Sollen „paritätisch“ besetzte „Branchenwirtschaftsräte“ gebildet werden? Selbst in ihnen können die Beteiligten in Wahrheit gar nicht alle gefragt werden. Denn natürlich sind nicht etwa nur die unmittelbaren Abnehmer, die Weiterverarbeiter oder der Handel daran interessiert, welche Preise festgesetzt werden. Die Abnehmer der Weiterverarbeiter und deren Abnehmer und die letzten Verbraucher werden von solchen Beschlüssen nicht minder berührt. Was Dr. Schily „unter Brüdern“ in seinem Sinne ausmachen will, berührt eben nicht nur diese Brüder in engerem Sinne, sondern die gesamte vielstufige und tausendfältig miteinander verflochtene Wirtschaft. Wenn eine kartellierte Branche mehr Kaufkraft auf sich zöge, als es an sich der Marktlage entspricht, geht diese Kaufkraft anderen Branchen verloren. Soll man aber die Verbraucher aller Stufen mit dem Verband der Erzeuger zusammenbringen? Vom Standpunkt der „Brüderlichkeit“ aus müßte man an dem „gewissen Maß von Lenkung“, ohne das es nach Dr. Schily nicht gehen soll, stets die gesamte Wirtschaft beteiligen. Man käme

also, wenn man diese Dinge zu Ende denkt und nicht nur bei Betrachtung der allerersten Glieder einer endlosen Kette stehen bleibt, in bedenkliche Nähe der sogenannten „Wirtschaftsdemokratie“ oder schließlich der vollen „Planwirtschaft“.

Professor Folkert Wilken:

Wenn man die Ausführungen von Dr. Schily liest, so wird man sich fragen müssen, ob das, was in ihnen gesagt ist, eine Wahrheit ist oder nicht. Sind sie unwahr und unwirklich, so muß man das aufzeigen können. Enthalten sie aber Wahrheiten, die der Wirtschaft zur Gesundung verhelfen, so muß es einen Weg geben, sie zu verwirklichen. Es ist bequem, wenn man sich damit begnügt, alle möglichen Widerstände herauszusuchen, die der Verwirklichung eines sozial Notwendigen entgegenstehen. Man kann wissen, daß alles Neue sich gegen die Widerstände des traditionell Abgelebten und seine starken Beharrungskräfte, die es verhindern wollen, durchsetzen muß. Die Verwirklichung höherer sozialer Lebensformen ist in jedem Falle schwierig und verlangt nicht nur ein Umdenken, sondern auch den Verzicht auf Traditionen und Gewohnheiten. Die Denkverfassung, die in dem redaktionellen Nachwort hervortritt, zeigt überall, trotz des nicht zu leugnenden Wohlwollens, daß sie nicht ausreicht, um das voll zu verstehen, was der Aufsatz von Dr. Schily in seinen allerdings notwendigerweise nur ganz allgemeinen Formulierungen sagen will. Der Schreiber jenes Nachwortes kann sich eine Lenkung der Wirtschaftsprozesse nicht anders vorstellen, als getragen von den autorisierenden Kräften zentraler Lenkungsinstanzen.

Dies erscheint überhaupt tief in die Denkgewohnheiten der heutigen Menschen eingeschrieben. Und sogleich entsteht dann das abschreckende Bild einer Planwirtschaft. Es geht aber darum, sich die aus der Wirtschaft selbst entspringende korporative Lenkung der Wirtschaft vollkommen föderativ vorzustellen. Dabei handelt es sich nicht um Zusammenschlüsse von Vertretern derselben Wirtschaftsstufen und -zweige, sondern um Korporationen, welche die entgegengesetzten Interessen der verschiedenen Wirtschaftsstufen vereinigen und in sich zum Ausgleich bringen. Es ist selbstverständlich undenkbar, daß alle Hausbrandverbraucher

sich mit den Zechenleitern zusammensetzen, aber es ist nicht undenkbar, daß eine Gruppe von Hausbrandverbrauchern sich mit ihrem Kohlenhändler zusammensetzt, und daß der Kohlenhändler sie informiert und sich mit ihnen berät. Solche Besprechungen sind allerdings bei den heutigen syndikatsmäßig festgelegten Listenpreisen gegenstandslos. In einer kartellfreien Wirtschaft jedoch, welche die Preise unter Heranziehung aller Beteiligten finden will, bilden Besprechungen der Verbraucher mit ihren Lieferanten die ersten Elemente einer Preisbildung, die sich dann fortsetzt in den Besprechungen der Lieferanten, in diesem Beispiel also der Kohlenhändler bzw. Ausschüssen derselben, mit den Zechenleitern oder Großhändlern. Die von Dr. Schily gemeinten Gruppenbildungen bauen sich vertikal und dezentral in allen Wirtschaftsbereichen auf, um dann zu immer konzentrierteren Formen des Zusammenwirkens aufzusteigen. Darin offenbart sich die besondere Form der Brüderlichkeit als Methode des Wirtschaftslebens. Durch sie werden alle Wirtschaftenden wie Brüder gleichgestellt, nicht dirigiert einer den anderen oder alle und lenkt sie nach seinen Absichten. Das wäre Planwirtschaft, wäre das in die Wirtschaft übertragene Staatsprinzip. Auch die sogenannte Wirtschaftsdemokratie würde nicht anders wirken.

Die Organe der Wirtschaftsdemokratie, welche Unternehmer, Arbeiter, Regierungsvertreter, Verbraucher zu gemeinsamer Beschlußfassung über die Gestaltung der Wirtschaft vereinigen, sind nicht das, was hier unter brüderlichen Korporationen oder Assoziationen verstanden wird. Diese sind wirtschaftliche Erkenntnisorgane und Organe der praktischen Verständigung. Sie fassen nicht Beschlüsse, die dann irgendwie mit autoritärer Gewalt durchgesetzt werden, sondern erstreben eine Verständigung in der Weise, wie es auch die Kartelle tun. Nur bedürfen sie nicht der Methoden des Organisationszwanges und der Außenseiterbekämpfung wie die horizontal zusammengesetzten Kartelle. Die echten wirtschaftlichen Assoziationen wirken dadurch, daß sie laufend zusammentreten, um über die fortwährend wechselnden wirtschaftlichen Lagen zu beraten und ihnen gerecht zu werden. Bei der Wirtschaftsdemokratie handelt es sich, wie schon das Wort sagt, um eine Form der Herrschaft, in diesem Falle der Verbands-herrschaft. Bei den Assoziationen ver-

binden sich die gegenseitigen Interessen aller Wirtschaftsstufen, um diese Interessen laufend gegeneinander abzustimmen. Dabei entstehen Erkenntnisse und Urteile über die jeweilige Wirtschaftslage, nach denen jeder sich im eigenen Interesse richten wird, wenn er seine Interessen richtig versteht.

Wer das, was Dr. Schily ausführt, liest, sollte von der sozialen Logik und der



Wer Verkehrsregeln und -zeichen nicht genau kennt, gehört nicht aufs Fahrrad.

Das Fahrrad ist kein Spielzeug; es macht den, der es benutzt, zum Verkehrsteilnehmer!

durchschlagenden ökonomischen Vernunft des Ausgeführten so ergriffen werden, daß er nicht darauf sinnt: wie widerlegt man das, sondern wie verwirklicht man das? Die Erde und die auf ihr lebenden Menschen müßten falsch konstruiert sein, wenn sich das, was sozial richtig erscheint und als ökonomisch vernünftig einleuchtet, nicht verwirklichen ließe.

Von zwei Seiten erwachsen der Verwirklichung dieser assoziativen Wirtschaftsordnung die Widerstände: von seiten der einseitig durch das Gewinnprinzip befügelten und durch den Konkurrenzkampf maßlos übersteigerten Aktivität der Unternehmer, und andererseits von seiten der in Passivität dahinlebenden Masse der Verbraucher. An diesen beiden Stellen muß das Umdenken und Neudenken beginnen, wenn eine zeitgemäße, d. h. auf das Sozialprinzip und nicht auf das Kampfprinzip gegründete Wirtschaftsordnung ins Leben gerufen werden soll.

Eine den Wettbewerb zum Ordnungsprinzip erhebende Wirtschaft überfordert den Unternehmer. Die Wettbewerbswirtschaft hat die Unternehmer in die Rolle gedrängt, daß sie allein die Wirtschaft kraft ihrer Autorität und ihrer legitimen Verantwortung für die Erhaltung und den Fortbestand des Unternehmens ordnen sollen. Die Methode dieser Ordnung besteht in dem dauernden Wettbewerb miteinander, besser gegeneinander. Die übrigen Kreise der Wirtschaft, die Arbeiter und Konsumenten, leiden oder profitieren bei diesem Wettbewerb, an dem sie nicht beteiligt sind. Sie tragen deshalb unmittelbar zu der Ordnung des heutigen Wirtschaftslebens kaum etwas bei, worüber die unwahren Proklamationen, daß der Konsument der König der Wirtschaft sei, nicht hinwegtäuschen dürfen. Um eine assoziative Wirtschaft zu verwirklichen, müßten die Unternehmer ihre kämpferischen Marktinitiativen verwandeln in Initiativen der ökonomischen Vernunft. Daß die Verhältnisse dahin streben, hat sich in letzter Zeit immer mehr gezeigt.

Die Unternehmer haben zu erkennen, daß sie allein niemals Träger und Initiatoren der wirtschaftlichen Vernunft sein können, sondern daß die wirtschaftliche Erkenntnis nur verwirklicht und gewonnen werden kann durch die Zusammenarbeit aller an der Wirtschaft Beteiligten, also nicht nur der Unternehmer, sondern auch der Arbeiter und der Konsumenten.

Gerade bei den Konsumenten liegt nun die weitere Schwierigkeit für eine Durchassoziierung der Wirtschaft. Die Konsumentenschaft ist traditionell passiv. Erst in allerletzter Zeit sind Ansätze zu einer Aktivierung der Verbraucher wahrzunehmen. In einer assoziativen Wirtschaft ist die Mitwirkung

dieses lahmen Gliedes am Wirtschaftskörper ebenso unerläßlich wie die der Arbeiter, deren Aktivität sich heute noch überwiegend in der gewerkschaftlichen Lohnpolitik auslebt.

Man mißversteht die wirtschaftlichen Assoziationen, die in dem früheren Aufsatz des Verfassers als vertikale Kartelle charakterisiert wurden, wenn man meint, daß sie dazu führen müßten, daß Arbeiter und Verbraucher in die Unternehmungsleitung eingreifen müßten. Diese liegt nicht im Bereich ihrer Zuständigkeiten. Es zeugt von der Ungesundheit der heutigen Wettbewerbsordnung der Wirtschaft, daß die Arbeitervertretungen an solchen Stellen Initiativen entwickeln wollen, wo sie nicht zuständig sind. Sie tun es aus dem Bewußtsein der Ohnmacht heraus, daß sie da nichts wirken können, wo ihre wahren Interessen liegen, die lediglich Konsumenteninteressen sind. Sie kämpfen um ihren Anteil am Sozialprodukt durch Lohnsteigerungen und Preisherabsetzungen im Grunde am falschen Orte, weil die richtigen Sozialkörperschaften im Wirtschaftsleben nicht ausgebildet sind. Sie werden ihre Initiativen aus den Unternehmungsleitungen sofort zurückziehen, wenn soziale Einrichtungen da sein werden, in denen sie ihre wahren Interessen zur Geltung bringen können. Wie diese vorzustellen sind, das hat Dr. Schily in seinem Aufsatz angedeutet, und das hat der Verfasser in seinem Buche „Selbstgestaltung der Wirtschaft“) des Genaueren dargelegt. Um das Verständnis solcher neuen Ideen muß jedoch gerungen werden, anstatt daß man sogleich auf deren Entkräftung bedacht ist.

*) Novalis-Verlag, Freiburg i. Br.

Aus: „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ 3. 9. 55 und
„Die Kommenden“ 10. 12. 55

„Wohl nie seit Jahrhunderten ist das allgemeine Zeitbewußtsein auf allen Lebensgebieten und in allen sozialen Gruppen in der deutschen Gesellschaft so vergangenheitsverhaftet und rückwärtsgewandt gewesen wie heute. Das gilt für die politischen Anschauungen und Frontstellungen, für das soziale Rang- und Prestigebewußtsein, für die Berufsvorstellungen, für die Anschauungen über wirtschaftliche Ordnungen und Möglichkeiten, nicht zuletzt auch für die Grundanschauungen, mit denen wir heute in den Wissenschaften vom Menschen, besonders natürlich in den Sozialwissenschaften zu arbeiten pflegen.“

Aus einem Vortrag des bekannten Soziologen von der Universität Hamburg, Prof. Dr. Schelsky, veröffentlicht im November-Heft des Internationalen Arbeitskreises Sonnenberg (Albert Limbach Verlag, Braunschweig).

Vorsicht, nicht in die Flammen sehen!

Argonarc-Schweißverfahren

Die in vorausgegangenen Beiträgen beschriebenen Schweißverfahren haben sich in jeder Weise in einer langjährigen Praxis bewährt. Mit ihnen wurden einwandfreie Schweißungen erzielt. Um aber mit der Entwicklung der Technik Schritt zu halten, die Nebenarbeiten zu verringern, die Produktionszeit zu verkürzen und — soweit möglich — die Güte der Schweißungen noch zu steigern, war es erforderlich, auch in unserer Schweißerei neue Schweißverfahren einzuführen. Zunächst fand in unserem Reisholzer Werk das Argonarc-Schweißverfahren Eingang, das für die Schweißung von Kohlenstoffstählen, niedriglegierten und austenitischen Stählen sowie den Ne-Metallen wie Aluminium, Magnesium und Kupfer und ihren Legierungen geeignet ist. Zum Teil wurden einwandfreie Schweißungen durch dieses neue Verfahren erst möglich.

Bei der Schweißung von Sammlernähten, Vorschweißstutzen, Vorschweißböden usw. hat das Argonarc-Schweißverfahren eine spürbare Entlastung gebracht. Je nach Anforderung wurden Verputzarbeiten ganz oder zum größten Teil vermieden. Außerdem wurde die Schweißgeschwindigkeit gegenüber der Lichtbogensschweißung erhöht.

Mit der Argonarc-Schweißung sind in unserem Produktionsbereich nicht die gesamten Nähte zu schweißen. Wir schweißen damit die besonders für den Dampfkesselbau und den Behälterbau der chemischen Industrie so wichtige Wurzellage. Auf dieser Wurzellage baut sich dann die Lichtbogenhandschweißung auf, mit der das Füllen der Naht erfolgt.

Die Argonarc-Schweißung ist wie die Lichtbogenhandschweißung auch ein Lichtbogen-Schweißverfahren, bei dem aber ein Edelgas dazu benutzt wird, die Schweißzone und den Lichtbogen davor zu schützen, daß der Sauerstoff der Luft in sie eindringen kann.

Früher verwendete man als Schutzgas Wasserstoff, der aber erhebliche metallurgische Nachteile hat. Verwendet wird heute in Europa fast ausschließlich Argon, in den USA auch das dort in der Natur vorkommende Helium. Bei Verwendung von Wasserstoff als Schutzgas hat das Schweißverfahren die Bezeichnung Arcatom-Schweißung, bei der Verwendung der Edelgase Argon und Helium spricht man von der Argonarc- bzw. der Heliarc-Schweißung.

Bild 1 zeigt die Argonarc-Anlage mit einem Schweißer in unserem Werk. Zum Schutze seiner Augen und seines

Gesichtes trägt der Schweißer eine Kopfhaut, damit er beide Hände für seine Arbeit frei hat.

Bild 2 zeigt den gleichen Schweißer bei seiner Arbeit an einer Rundnaht, während auf Bild 3 die Schweißung einer Langnaht zu sehen ist. Auf diesem Bild sieht man vor dem Zeigefinger den Schaltknopf für das Einschalten des Schweißstromes.

Bild 4 gibt eine schematische Darstellung des Argonarc-Schweißbrenners wieder. (Eine Veröffentlichung der Abbildung 3 und 4 wurde uns dankenswerterweise von der Firma Knapsack-Griesheim AG. gestattet).

Für den Schweißer ist wesentlich, daß

späteren Beitrag lesen werden.

Da Argon aber einen hohen Kubikmeter-Preis hat, ist man bestrebt, es durch ein billigeres Gas ganz oder zum Teil zu ersetzen. Man hofft vielleicht Kohlensäure hierfür verwenden zu können. Die neuesten Forschungsergebnisse besonders in den USA sehen sehr vielversprechend aus.

Im Gegensatz zur Lichtbogenhandschweißung, bei der eine abschmelzende und Schweißgut erzeugende Elektrode verwendet wird, wird bei der Argonarc-Schweißung der Lichtbogen über eine nicht abschmelzende und somit kein Schweißgut erzeugende Elektrode erzeugt. Der Lichtbogen steht

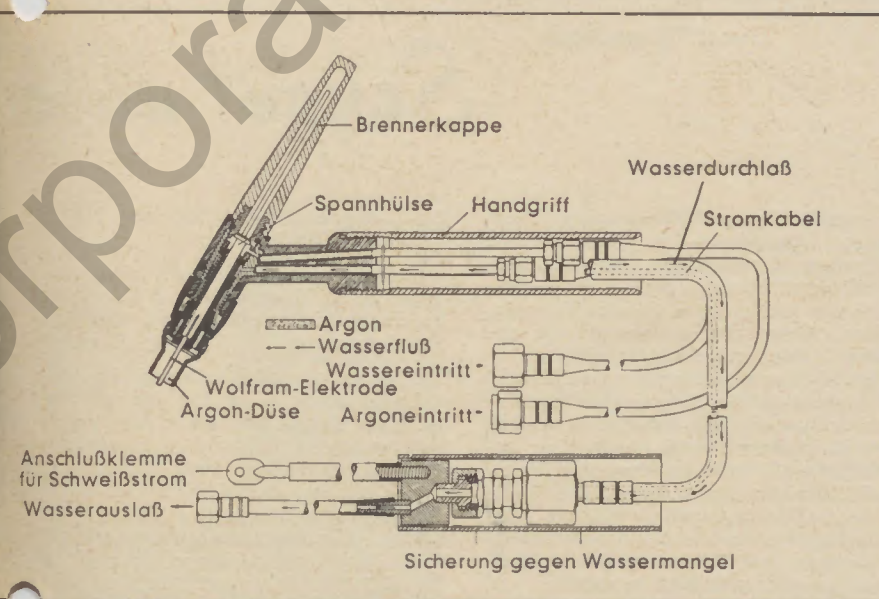
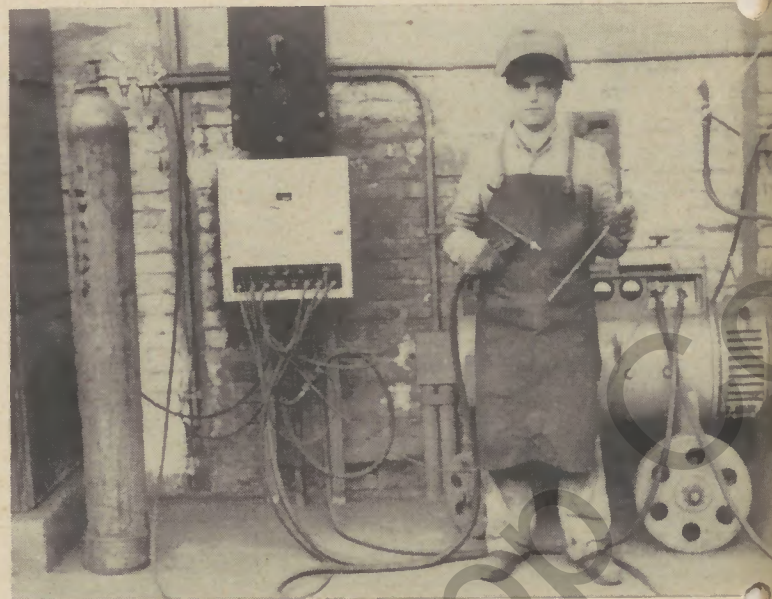
als beispielsweise die Lichtbogenhandschweißung. Die Argonarc-Anlage besteht aus einem Schweißumformer zur Lieferung des Schweißstromes, einer Argon-Flasche und einer komplizierten Regeleinrichtung. Mit dieser Regeleinrichtung und einem besonderen Schweißbrenner (s. Abb.) werden die folgenden Vorgänge gesteuert:

An dem Argonarc-Schweißbrenner befindet sich ein Druckknopf, mit dem der Schweißstrom eingeschaltet wird. Durch die Betätigung dieses Druckknopfes wird außerdem über die Regeleinrichtung das Kühlwasser für den Brenner in Umlauf gesetzt und der Argonstrom zum Brenner geleitet. Nach

dem Einschalten des Stromes muß der Schweißer sofort mit dem Schweißen beginnen, da sonst

1. der Stromdurchgang unterbrochen wird,
2. nach einiger Verzögerung kein Argon mehr dem Brenner zuströmt,
3. nach einer weiteren Verzögerung auch die Wasserkühlung des Brenners nicht mehr in Tätigkeit ist.

Hat der Schweißer aber seine Schweißarbeit aufgenommen, wird dem Brenner gleichmäßig Argon und Kühlwasser zugeführt. Nach Beendigung der Schweißarbeiten wird der Zustrom dann auch wieder — wie vorher geschildert — unterbrochen. Der Argonzustrom muß



Schweißer bei der Arbeit

einem nicht gekühlten Stromkabel möglich ist.

Voraussetzung für dieses Schweißverfahren ist eine vollkommen saubere Oberfläche der zu schweißenden Werkstücke. Öl, Zunder, Schmutz und andere Fremdkörper sind vor dem Schweißen zu entfernen, da die Argonarc-Schweißung in dieser Beziehung wesentlich empfindlicher ist als die vorher beschriebenen Schweißverfahren. Die Forderung nach Sauberkeit muß zur Gewährleistung einwandfreier Nähte unbedingt erhoben werden.

In unserem Werk schweißen wir — wie bereits gesagt — zur Hauptsache die Wurzellagen von Sammlernähten. Hiermit ist aber der Anwendungsbereich dieses Verfahrens bei weitem nicht erschöpft. Neben der Schweißung von Stahl ist, wie bereits eingangs gesagt, die Argonarc-Schweißung von ganz besonderer Bedeutung für die Schweißung von Nichteisen-Metallen und deren Legierungen sowie von Gußeisen und nichtrostenden Stählen. Hierbei sind besonders die austenitischen Stähle hervorzuheben. Bei der Schweißung von NE-Metallen ist zu betonen, daß kein Flußmittel (wie bei der Autogenschweißung) mehr zur Anwendung kommt. Das gleiche gilt auch für die Schweißung von Leichtmetallen und Gußeisen. Als besondere Vorteile sind noch zu nennen, daß sich durch das Fehlen eines Flußmittels die Korrosionsgefahr erheblich verringert und daß sich bei der hohen Schweißgeschwindigkeit die Werkstücke weniger verziehen.

Lindenkohl, Werk Reisholz

Links:

Die zum Argonarc-Schweißverfahren gehörenden Einrichtungs- und Ausrüstungsgegenstände

Rechts:

Schematische Darstellung des Argonarc-Schweißbrenners

nach Beendigung der Schweißarbeiten noch aufrechterhalten werden, damit das Ende der Schweißnaht bis zur vollständigen Erstarrung des Schweißgutes vor dem Luftsauerstoff geschützt wird und auch die Elektrode durch das Gas Kühlung und Schutz gegen Oxydation erfährt. Der Kühlwasserzufluß muß gleichermaßen länger aufrechterhalten werden, um den warmen Brenner auf Normaltemperatur abzukühlen und so vor unnötigem Verschleiß zu bewahren.

Wie die Abbildung des Argonarc-Schweißbrenners zeigt, tritt das Kühlwasser durch eine besondere Zuleitung in den Brenner ein und verläßt ihn wieder durch einen Kunststoffschlauch, in dem sich auch das Stromkabel befindet. Durch das rückfließende Kühlwasser wird das Kabel ebenfalls gekühlt, das dadurch einen geringeren Querschnitt haben kann, als es bei

Pflanzt Bäume!

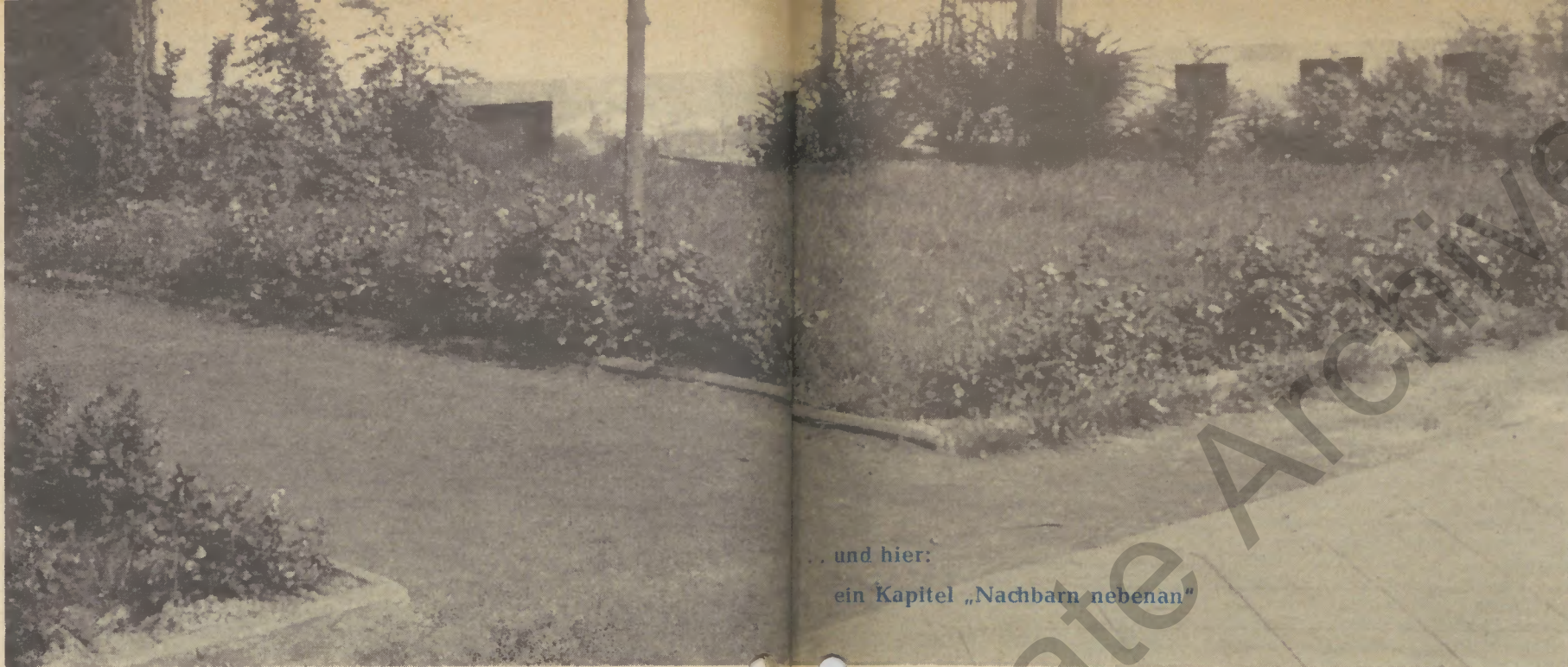
Es vergeht keine Woche, in der die Presse nicht darüber berichtet, daß wieder Bäume an Straßen und Plätzen den zunehmenden Verkehrsbedürfnissen zum Opfer fielen. So sehr sich auch Natur- und Heimatfreunde darum bemühen, diesem Prozeß Einhalt zu tun — er erscheint unaufhaltsam. An die Stelle nutzloser Proteste muß deshalb eine wirksame Maßnahme treten, indem die „Entgrünung“ vieler Straßen und Plätze da, wo es möglich ist, durch eine entsprechende „Begrünung“ ausgeglichen wird. Dafür gibt es mancherlei Vorbilder. Die Schäden, die z. B. durch die rapide wirtschaftliche Entwicklung des Ruhrbergbaus im Landschaftsbild entstanden sind, werden heute durch Bepflanzung von Halden und durch Verdeckung unschön wirkender Industrieanlagen mit Hilfe von Baumgruppen weitgehend beseitigt. Viele Großstädte haben sich die Begrünung ihres Geländes zur besonderen Aufgabe gemacht.

Während Köln und Wuppertal eine Grünfläche von 35 qm je Kopf der Bevölkerung haben, sind es in Düsseldorf nur 12 qm je Kopf der Bevölkerung, also nur ein Drittel der beiden anderen Städte.

In Düsseldorf sind besonders die im Industrieviertel Benrath — Reisholz — Holthausen ansässigen Unternehmen bemüht, das Naturbild durch Bepflanzung der Geländegrenzen oder sogar durch Aufforstung von zur Zeit noch nicht belegtem Gelände wiederherzustellen. Verkehrswege und gewerblich genutzte Flächen werden vor allem mit den der niederrheinischen Landschaft eigentümlichen Pappeln bepflanzt.

Fest steht jedenfalls, daß die Aufgabe der „Begrünung“ des Stadtgebietes Düsseldorf nicht allein der Initiative der Stadt überlassen bleiben kann. Es bedarf der dringenden Mithilfe aller an der Pflege des Stadtbildes interessierten Einwohner, Unternehmen und Grundstücksbesitzer. Die bauliche und gewerbliche Inanspruchnahme ist in vielen Fällen nicht so, daß es nicht möglich wäre, die Grenzen oder freie Flächen, die in nächster Zeit nicht bebaut werden können, zu bepflanzen. Der Kostenaufwand ist so geringfügig, daß er bei diesen Überlegungen nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein kann. Eine Anpflanzung von schnellwüchsigen Bäumen läßt sich auch dann durchaus rechtfertigen, wenn der Bestand nur für einen Zeitraum von 5 Jahren gesichert ist. Solche Anlagen sind nicht nur aus ästhetischen Gründen wünschenswert, sie können auch einen Lärm- und Rauchschutz abgeben, zumal heute schon viele Baumarten entwickelt sind, die rauchunempfindlich sind.

(Aus „Wirtschaft und Verkehr“, Monatsschrift der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf, Nr. 3 vom 25. 3. 55)



Josef Uhlenbrock

Schont unsere Grünanlagen

In unmittelbarer Nähe unseres Reisholzer Werkes — in dem Dreieck zwischen Henkelstraße, Paul-Thomas-Straße und Nürnberger Straße — haben wir vor einigen Jahren Pappeln, Erlen, Ahorn und andere Bäume gepflanzt. Die aufgeforstete Fläche beträgt 99 000 qm. Die gepflanzten Bäume, insbesondere die Pappeln und die Erlen, haben sich gut entwickelt, so daß der Reisholzer Bevölkerung eine ansehnliche Grünfläche zur Verfügung steht. Die von uns inmitten eines industriellen Vorortes durchgeführte Aufforstung wurde von Forstsachverständigen und von Vertretern der Heimatvereine als vorbildlich bezeichnet. An der Kappeler Straße, an der Buchenstraße und an der Further Straße wurden von unseren Gärtnern ebenfalls Pappeln und andere Bäume gepflanzt. Alle diese Grünflächen sind als Lunge von Reisholz nicht nur von großem gesundheitlichen Wert, sie sollen auch

die Liebe des Menschen zur Natur wecken und fördern.

„Blumen und Bäume sind die schönen Worte der Natur, mit denen sie uns andeutet, wie lieb sie uns hat.“ (Goethe)

Die Naturverbundenheit und die Naturbeobachtung sind für die in der Industrie tätigen Menschen ein besonders wertvoller Ausgleich gegenüber der anstrengenden aber einseitigen Arbeit an der Maschine und im Büro. Um die jungen Bäume zu schonen, hatte unsere Grundstücksverwaltung mit Recht das Betreten der aufgeforsteten Grundstücke bis vor einiger Zeit verboten. Leider haben wir feststellen müssen, daß in den letzten Jahren die Anpflanzungen von den Kindern und Jugendlichen nicht so behandelt worden sind, wie alle Naturfreunde es wünschen. Junge Bäume wurden in der Mitte

Alle Bilder: Werkfoto (Müller)



... und hier:

ein Kapitel „Nachbarn nebenan“



Einer von vielen!

Ein Spielplatz wurde bei Anlage der Siedlung natürlich nicht vergessen. Es ist Sache der Eltern, den Kindern zu erklären, warum die Rasenflächen nicht dazu gehören.

Wo hier die Wiese abgetreten ist, könnte natürlich eine Straße sein und daran wieder ein Haus stehen. Ob das schöner wäre als der Rasen, dem man keine Zeit gelassen hat, sich richtig zu entwickeln und zu festigen? Ist die Zeit wirklich so knapp, daß solche Pfade getrampelt werden müssen?

Ein Vorgarten, dessen Kanten nicht abgelaicht sind. Wahrscheinlich ist es im Haus ebenso ordentlich.

Unsere Kinder können und müssen wir zur Ehrfurcht vor den großen Wundern in der Natur erziehen. Die Erwachsenen sind verpflichtet, diejenigen Jugendlichen, welche ihre sinnlose Zerstörungswut an den Bäumen und Sträuchern auslassen, energisch zurechtzuweisen. Denken wir immer an die Worte eines chinesischen Weisen:

„Die Ordnung der Natur ist größer als die Willkür der Menschen.“



Mit viel Aufwand mußte Mutterboden angefahren werden, um die Begrünung des Bodens zu ermöglichen. Um eine Reparaturwerkstatt für Motorfahrzeuge aufzutun, wäre Pflaster zweckmäßiger und in der Pflege billiger gewesen. Mit einem Besen hätte sich der Mieter des Erdgeschosses darum kümmern können.



Frische Luft

Die lebenswichtige „frische Luft“ ist heute durchaus nicht mehr überall mit Selbstverständlichkeit vorhanden. So wies z. B. das Hygienische Institut des Ruhrgebietes darauf hin, daß Mütter nicht mit Kleinkindern und Säuglingen im Kinderwagen in verkehrsreichen Straßen verweilen sollten (etwa beim Schaufensterbummel). Die Kinder sind in der Höhe der Auspuffrohre den giftigen Abgasen vorüberfahrender Kraftfahrzeuge unmittelbar ausgesetzt und werden in ihrem zarten Organismus durch die Kohlenoxyde in hohem Maße gefährdet.

Auch für die Pflanzenwelt sind die Veränderungen der Luft von Bedeutung, wie eine neuere Untersuchung an Sträuchern zeigte, die vor wenigen Jahren an der Frankfurter Autobahn angepflanzt worden sind. Die Kohlenstoff-Moleküle dieser Pflanzen ergaben bei einer Prüfung nach modernen atom-

theoretischen Methoden eine Reaktion, als wären sie bereits viertausend Jahre alt. Sie hatten nämlich ihre Stofflichkeit nicht aus der normalen Kohlen-säure der Luft aufgebaut. Durch die Auspuffgase der Autos nahmen sie ein Kohlenoxyd auf, das entstanden ist durch die Verbrennung von Mineralölen, die sich in weit zurückliegenden Erdperioden aus der damaligen Tier- und Pflanzenwelt gebildet haben. Dadurch mußten sie soviel älter erscheinen als sie sind.

Mehr und mehr werden jetzt solche Substanzen aus dem Innern der Erde heraufgehoben und wirtschaftlich genutzt. Wie weit sind sie aber dem Menschen und seiner gesunden Entwicklung dienlich? Die meisten unserer Felder und Gärten stehen heute bereits unter diesen veränderten Voraussetzungen, und ihre Früchte werden den Menschen einmal nicht mehr in der gleichen Weise ernähren und aufbauen können wie früher. Neue Zeitkrankheiten bedrohen dadurch die Menschen. Zu ihrer Heilung wird es notwendig sein, neue Erkenntnisse zu gewinnen über das Leben des Menschen in Zusammenhang

mit der Atmosphäre und dem Erdorganismus.

Diese Notiz entnehmen wir den „Weleda-Nachrichten“ Nr. 42/Ostern 1956. An einer anderen Stelle heißt es:

„Was über, auf und unter der Erde geschieht, gehört zu einem einheitlichen Organismus; Störungen in der einen Schicht haben notgedrungen Störungen in der anderen zur Folge.“

Aus dem weiteren Inhalt des Heftes seien hier die Beiträge

„Von der Hygiene im Lebensgeschehen der Erde“

„Von der Alchimie der Jahreszeiten“ und

„Ein Baum, bekannt und doch so unbekannt“

erwähnt.

Wer noch stauender Naturbetrachtung fähig ist, wird sich durch die Lektüre bereichert fühlen und darin eine wertvolle Ergänzung des Beitrages von Dir. Uhlenbrock über unsere Grünanlagen finden. Das Heft stellt die Weleda AG., Schwäb. Gmünd, auf Anforderung kostenlos zur Verfügung.

Die Beratungsstelle für Stahlverwendung

Dem Namen nach ist unseren Lesern die Beratungsstelle für Stahlverwendung nicht unbekannt. Mitunter greifen wir auf ihr Bildarchiv bei der Illustration unserer Werkmitteilungen zurück, und in der vorletzten Ausgabe berichteten wir über den Internationalen Kongreß der Beratungsstelle für Stahlverwendung, der im Oktober in Düsseldorf stattfand. Fast ebenso lange wie die Beratungsstelle in Düsseldorf — sie wurde 1927 gegründet — bestehen gleichartige Stellen in anderen europäischen Ländern mit etwa derselben Organisationsform. Gewisse Verschiedenheiten ergeben sich aus den Sonderverhältnissen der einzelnen Länder.

Die europäischen Stahlberatungsstellen schlossen sich schon früh zu einem ständigen Erfahrungsaustausch zusammen, der in alljährlichen Kongressen seinen Ausdruck findet.

Kurz nach dem Zustandekommen der Montanunion wurde noch eine besondere Zusammenarbeit der Stahlberatungsstellen der an der Union beteiligten Länder eingeleitet.

Zu den Aufgaben der Düsseldorfer Beratungsstelle gehört genau das, was in ihrem Namen ausgedrückt ist, im besonderen aber, die Stahlverwendung überall dort zu fördern und zu sichern, wo der Werkstoff Stahl infolge seiner spezifischen und vielseitigen Eigenschaften technische und wirtschaftliche Vorteile verspricht.

Die Beratungsstelle führt ihre Tätigkeit unentgeltlich aus; sie entstand nicht zuletzt aus der wachsenden Bedeutung des Kundendienstes für alle Verbraucherkreise. So förderte sie erfolgreich den Stahlskelettbau, die Ganzstahlkonstruktion im Fahrzeug-

bau, die Stahlverwendung im Bergbau, den Stahlrohrmontagebau, die Stahlmöbel, Stahlkonstruktionen im bautechnischen Luftschutz und Stahlbauelemente im Wohnungsbau.

Für die Erfüllung ihrer Aufgaben stehen der Beratungsstelle nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl hauptamtlicher, dagegen ein größerer Kreis freiberuflicher Mitarbeiter zur Verfügung, wodurch eine erhöhte Anpassungsfähigkeit an die sich ständig ändernden Aufgaben der Praxis sowie eine rationelle Arbeitsweise erreicht werden.

Die Beratungsstelle für Stahlverwendung wird von Mitgliedswerken der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie, Düsseldorf, finanziert und arbeitet eng mit dieser Organisation zusammen.

Neben der Erteilung zahlreicher individueller Beratungen im Rahmen ihres ständigen Auskunftsdienstes sind folgende Mittel und Formen in der Tätigkeit der Beratungsstelle für Stahlverwendung zu erwähnen:

1. Ausführliche **Monographien und Schriften über Stahlverwendung**, über umfassende Gebiete der Stahlverwendung,
2. kurzgefaßte **Merkblätter über sachgemäße Stahlverwendung**, jeweils auf einen besonderen Verwendungszweck bezogen,
3. **technischer Vortragsdienst**,
4. ständige **Vertretungen** in fachtechnischen Verbänden und Ausschüssen,
5. **Einzelberatung in allen Fragen der Stahlverwendung**,
6. **Einführungshilfen und Gutachten** auf neuen Verwendungsgebieten des Stahles,

7. **Informationsstände** auf Ausstellungen und Messen, insbesondere der Deutschen Industrie-Messe Hannover, und Durchführung von Sonderausstellungen,

8. aufklärende **Veröffentlichungen und Anzeigenwerbung** in Zeitschriften und Zeitungen, **Redaktionsmaterial für Werkzeitschriften**,

9. für Mitgliedswerke der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie ein kurzgefaßter **Informationsdienst über Stahlverwendung und Stahlwerbung**, sowie umfassende **Berichte über Stahlverwendung und Stahlwerbung**,

10. **zahlreiche Lehrmittel** in Form von Lichtbildervorträgen, Lehrfilmen und technologischem Anschauungsmaterial, wie Lehrtafeln oder Schaukästen, sowie besondere Merkblätter für die Ausbildungspraxis der Eisenwirtschaft. Dieser Lehrmitteldienst wird vornehmlich von gewerblichen und technischen Berufs- und Fachschulen, Ingenieurschulen, Handwerkskammern, Staatsbauschulen, gewerblichen und kaufmännischen Ausbildungsleitern in Anspruch genommen,

11. ein reichhaltiges **Bildarchiv** für die Fach- und Tagespresse, Buchverlage und Fachschriftsteller, Fachschulen, das frei von Urheberrechten kostenlos zur Verfügung gestellt wird,

12. **Fachliteratur** aus dem Gebiete der Stahlherstellung und -verwendung sowie populärwissenschaftliche Lehrbücher und Schulungsblätter für die Nachwuchsbildung.

Aus dieser reichen Auswahl des Materials, das die Beratungsstelle zur Verfügung stellen kann, verdienen die Merkblätter über sachgemäße Stahlverwendung unsere besondere Beachtung, weil sie uns in anschaulicher

Weise auch in Fragen unserer außerbetrieblichen Interessen gut unterrichten können. Wer hätte sich im Gespräch mit einem Handwerker, der für irgendwelche Arbeiten in Anspruch genommen werden soll, nicht schon

unterlegen gefühlt, weil es an Einblick in bestimmte Zusammenhänge fehlte? Die Merkblätter bieten viele Möglichkeiten, sich in solchen Fällen vorher eingehend zu informieren, was dann oftmals dem eigenen Geld-

beutel durchaus zustatten kommen kann. Wer aber sagt: „Selbst ist der Mann!“, wird manche wertvolle Anregung empfangen für seine eigene Werkerei.



Da ist zum Beispiel das Blatt

Haus- und Vorgarten-Einfriedigung aus Stahl

Siedler und Eigenheimbesitzer wollen in Ruhe leben und sich ihres Besitzes freuen. Sie friedigen daher meist ihr Grundstück ein. Die Fortschritte der menschlichen Gemeinschaft und der öffentlichen Sicherheit sowie gestalterischer Sinn der Bauenden haben in der Gegenwart im allgemeinen zu niedrigen Abgrenzungen der Vorgärten mit formschönen Gattern aus Vierkantstäben, Stahlrohr und Wellengittern geführt. Die Hintergärten und größere Grundstücke friedigt man mit Gittern aus verzinktem Stahldraht an Stahlpfosten ein. Derartige Einfriedigungen sind rasch und preiswert zu erstellen. Sie halten bei entsprechender Pflege sehr lange. Zahlreich sind die Variationen der Einzäunungen, bei denen Stabstahl, Stahlrohr und verzinktes Stahldrahtgeflecht Verwendung finden. Das Merkblatt gibt die Formen und Metergewichte der in Betracht kommenden Stäbe und Pfosten im einzelnen an, sowie die preisgünstigen Abmessungen für Viereck- und Sechseckgeflecht, desgleichen für Wellengitter. Für die Montage werden genaue Anleitungen gegeben, so daß die Grundstücksbesitzer bei einiger Geschicklichkeit die bei der Aufstellung von Gittern erforderlichen Arbeiten selbst durchführen können.

In dem Merkblatt

Wochenendhäuser aus Stahl

sind die Vorteile beschrieben, die Wochenendhäuser oder Jagdhütten in Stahlbauweise bieten. Ferner sind einige ausgeführte und handelsübliche Wochenendhäuser aus Stahl in Form von Maßzeichnungen, als Schwarz-Weiß- und auch als Farbbilder wiedergegeben. Es handelt sich hierbei um Typen, bei denen eine ansprechende architektonische Lösung erreicht wurde und die außerdem technische Vollkommenheit gewährleisten. Im allgemeinen wählt man eine unkomplizierte Stahlkonstruktion als das tragende Element und Stahlplatten, meist in Stärken von 0,75 mm, als Wand- und Dachverkleidung. Diese Platten sind stoß- und druckfest. Sie sind verzinkt und damit gegen Rostbildung intensiv geschützt. Streicht man die Wände, das Dach und sonstige Stahlteile des Häuschens mit einem Speziallack an, so kommt das billiger als der Verputz eines gemauerten Hauses in derselben Größe, und man erreicht gleichzeitig eine fast unbegrenzte Lebensdauer des Baustoffes. Es werden Hinweise gegeben für die Aufstellung und für die Einrichtung von Wochenendhäusern in Stahlbauweise.



Wer seinen Kindern im Hausgarten ein Klettergerüst oder dergleichen aufstellen will, findet Anregungen in dem Merkblatt

Spielfeldgeräte aus Stahlrohr

Sowohl die beengten Wohnungen als auch die verkehrsüberlasteten Straßen machen es zur Notwendigkeit, besondere und richtig angelegte Spielplätze für unsere Kinder zu schaffen. Hierbei ist es nicht mehr mit einem Sandkasten und einer Wippe getan. Diese Spielplätze müssen großzügig angelegt und mit modernen Spielplatzgeräten ausgerüstet sein. Es haben sich in den letzten Jahren Spielplatzgeräte aus Stahlrohr durchgesetzt. Die Vorteile der Stahlrohr-Spielplatzgeräte sind: Große Gestaltfestigkeit, Witterungsbeständigkeit, lange Lebensdauer, schnelle und einfache Aufstellung, geringe Pflege und Instandhaltung. Solche Stahlrohrgeräte in geschweißter Ausführung bieten darüber hinaus den Vorteil, daß keine scharfen Kanten und herausstehenden Schraubenköpfe vorhanden sind, an denen sich die Kinder verletzen können. Außerdem kann eine Schweißkonstruktion von den Kindern niemals gelöst werden. In dem Merkblatt werden aus der Fülle der Möglichkeiten, die das Stahlrohr für Spielplatzgeräte bietet, einige gute Beispiele gezeigt. Insbesondere sind dieses Stahlrohr-Spielplatzgeräte in geschweißter Ausführung.





Für die Freunde der freien Natur ist das Blatt bestimmt

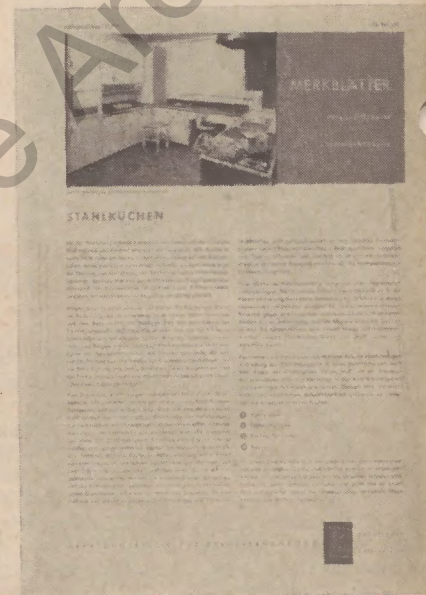
Camping-Geräte aus Stahl

Camping bedeutet im internationalen Sprachgebrauch sportliches Wandern und Reisen, verbunden mit der Liebe zur Natur. Camping bietet heute vielen Menschen die Möglichkeit, mit geringen Kosten die Ferienreise in sonst unerreichbare Fernen auszudehnen. Camping ist auch heute in Deutschland zu einer echten Volksbewegung geworden. Zur praktischen Ausrüstung gehören in erster Linie Zelt und Fahrzeug. Das Fahrzeug kann Fahrrad, Faltboot, Roller oder Auto sein. Bei den Ausrüstungsgegenständen, die dem Camping-Fahrer darüber hinaus zur Verfügung stehen, bietet der Werkstoff Stahl besondere Vorteile. Besonders in der Form als Stahlrohr vereinigt er hohe Gestaltsfestigkeit mit geringem Gewicht. Das Stahlrohr eignet sich auch in besonderer Weise für zusammensteckbare und zusammenklappbare Teile, für Zeltgestänge, Klappstühle und Hocker, Liegestühle, Tische, Zeltheringe und vieles mehr. Daneben sind Behälter, Kocher, Kochgeräte und Bestecke aus Stahlblech zweckmäßig und nützlich. Auf anerkannten Zeltplätzen finden sich feste Einfriedigungen, verzinkte festverschließbare Abfallbehälter und gelegentlich gelochte Matten für die vorübergehende Wegbefestigung. Auch alle diese Dinge sind aus Stahl.

Für die Einrichtung oder Modernisierung der Küche gibt manche Anregung das Merkblatt

Stahlküchen

Die Rationalisierung der Hausfrauenarbeit hat lange auf sich warten lassen. Besonders in Deutschland ist man hier gegenüber den Vereinigten Staaten, den skandinavischen Ländern und einigen anderen europäischen Ländern lange Zeit rückständig gewesen. Inzwischen liegen aber Ergebnisse und Erfahrungen in der Rationalisierung der Küchenarbeit vor. Ihr Ergebnis ist die funktionsrichtige Küche mit mancherlei technischen Hilfsmitteln. Hier ist es insbesondere die Stahlküche, die in so hohem Maße entwickelt ist und den Bedürfnissen der heutigen Zeit und dem Leben der Familie sich anpaßt, daß sich immer mehr Frauen für eine Küche in Stahlausführung entscheiden. Warum Stahlausführung? Weil Stahl gegenüber Temperatur- und Feuchtigkeitseinflüssen, wie sie gerade in der Küche nicht zu vermeiden sind, völlig unempfindlich ist. Stahl wirft und verzieht sich nicht, Stahl splittet und bricht nicht. Insbesondere nimmt eine Stahlküche keinerlei Gerüche an. Eine funktionsrichtige Stahlküche wird um verschiedene Arbeitszentren gruppiert, an denen sich die einzelnen Arbeiten häufen: Das Vorbereiten, das Spülen und Reinigen, das Kochen und Servieren, das Backen. In dem Merkblatt wird Hausfrauen und Architekten an Hand vieler Abbildungen die funktionsrichtige, arbeitsparende Stahlküche gezeigt.



Das neueste Merkblatt behandelt

Stahldrahtmöbel für Wohnung und Garten

Nicht nur die modernen Architekten haben einen neuen Stil entdeckt, auch die Entwerfer von Möbeln bekennen sich zu gleicher Linie und Haltung. So hat das Suchen nach gültigen Formen sich auch der Dinge bemächtigt, die zum alltäglichen Gebrauch gehören, wie Stühle und Tische, und sie über ihren reinen Gebrauchswert hinaus künstlerisch geformt.

Nicht zu allen Zeiten war die Gestaltung der Gebrauchsgegenstände glücklich, und mancher Besucher kunstgewerblicher Museen wird schon oft nicht sehr günstige Urteile über das Kunstgewerbe und darüber hinaus über die Kunstauffassung vergangener Zeiten gefällt haben.

Die Harmonie zwischen Nützlichem und Schönem ist vornehmstes Gebot bei jedem Entwurf. Die Ehrlichkeit gegenüber dem Material, die Anwendung neuer Methoden bei der Herstellung und eine konsequente Haltung bei Planung und Gestaltung ergibt jene Synthese, die menschliches Behagen und Freude auslöst.

Die hier gezeigten Modelle von Stühlen, Tischen und Zubehör sind aus gewalztem Rundstahl geformt und durch ihre handwerkliche Verarbeitung praktisch unverwüsthlich. Sie entzücken durch ihre elegante und wirkungsvolle Art jeden Anhänger einer individuellen Wohnkultur.

Außer Rundstahl sind auch gelochte Bleche und gestrecktes Metall (Streckblech) reizvoll angewandt, alles sauber und lustig gestrichen oder emailliert und mit Messingrändern oder -griffen versehen — als schmückendes Beiwerk und liebenswürdige Kleinigkeiten — wie Schirmständer, Spiegel, Tablett, Körbe, Flaschen- und Glasträger, Blumentische, -wagen, -ständer und -krippen und Beleuchtungskörper.

Diese geschwungenen und kapriziösen Formen können der neuzeitlichen Wohnkultur neue Impulse geben und tragen vielen Wünschen Rechnung.



Die Beratungsstelle für Stahlverwendung hat ihren Sitz Kaiserswerther Str. 135. Zur Vermittlung von Auskünften und Druckschriften ist die Werbeabteilung (Hausruf 331) gern bereit.

Mch.

UNSERE JUBILÄRE

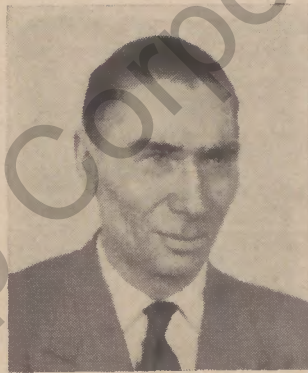


Georg Gäde
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 24. 3. 16

25 jähriges Jubiläum



Josef Lecki
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 25. 5. 27



Franz Angenendt
Rohrwerksarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 7. 6. 27



Theodor Küster
Rohrwerksarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 16. 6. 27



Franz Kaluzinski
Pressereiarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 18. 6. 27



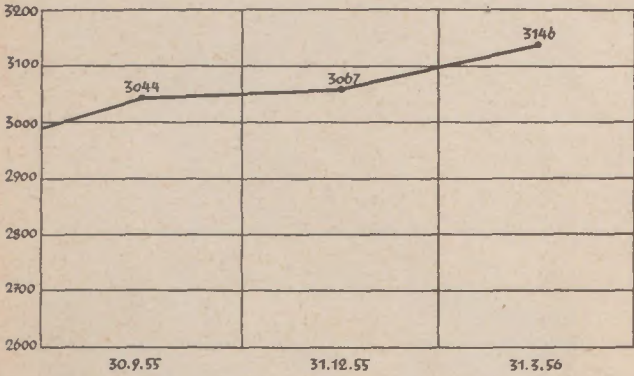
August Erkes
Dachdecker
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 17. 2. 28



Paul Scheffels
Vorarbeiter
Werk Reisholz
Eintrittsdatum: 30. 3. 31

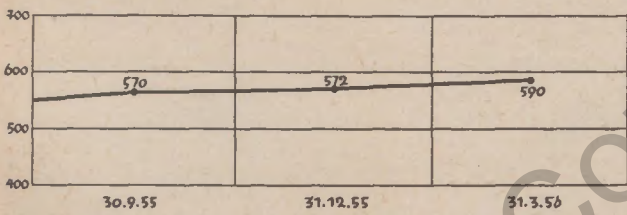
Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



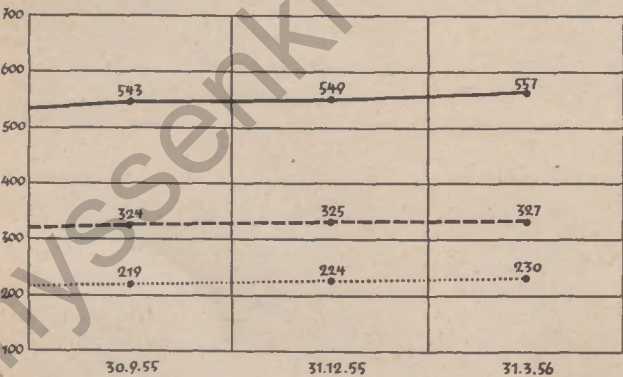
Zugang vom 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 155 Arbeiter
Abgang vom 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 76 Arbeiter
79 Zugang

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 27 Angestellte
Abgang vom 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 9 Angestellte
18 Zugang

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt: —————
Pensionäre: - - - - -
Pensionärswitwen:

Zugang 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 13
(6 Pensionäre
7 Pens.-Ww.)
Abgang 1. 1. 1956 bis 31. 3. 1956 5
(4 Pensionäre
1 Pens.-Ww.)

WIR BEGRÜßEN NEUE KOLLEGEN

Werk Reisholz	Rohr-Adjustage I	Kahl, Manfred
Presserei	Hecker, Hans	Kiewning, Dietmar
Otto, Herbert	Sonstige Betriebe	Kirchesch, K. Jos.
Schweißerei	Bongers, Arnold	Kleinfeld, Klaus
Gerstenberg, H.	Hack, Hans-Horst	Krämer, Ulrich
Liekefett, Heinz	Kaspar, Dieter	Linnenbank, Wern.
Möbs, Klaus	Müller, Günther	Lohse, Horst
Mech. Werkstatt	Rösing, Albert	Müller, Werner
Dreher, Josef	Rothgang, Johann	Nienhaus, Helmut
Dreidoppel, Egon	Schröder, Bruno	Ney, Rudolf
Liekefett, Heinz	Werk Oberbilk	Nowak, Gerhard
Sprünker, Matthias	Hammerwerk	Reichling, Werner
Trappe, Helmut	Kiens, Josef	Ritzefeld, Jürgen
Rep. Dreherei	Leusch, Heinz	Schöffler, Wilfried
Halter, Dieter	Rüderschmiede	Stanislawski, Mfrd.
Peters, Anton	Steinhaus, Willi	Steinfeld, Armin
Mat. Prüfanstalt	Mech. Werkstatt II	Stoll, Richard
Albrecht, Heinrich	Blumenroth, Franz	Vollmer, Heinz
Schlosser-Werkstatt	Eckes, Rudolf	Weiskopf, Hans
Hesels, Werner	Giese, Friedel	Witczak, Rolf
Menzendorf, Willi	Mertens, Robert	Zilger, Gerd
Elektr. Werkstatt	Wedde, Heinz	Kaufm. Lehr- und Anlernlinge
Behrendt, Wilfried	Kleindreherei	Adams, Ingrid
Dicken, Wilhelm	Beyer, Ewald	Bedorf, Hans
Baubetrieb	Versuchsanstalt	Beilmann, Werner
Grünwaldt, H.	Dohmen, Klaus	Brandt, Else
Lehrwerkstatt	Hartmann, Ullrich	Burkhardt, Rainer
Schäfer, Friedrich	Elektr. Werkstatt	Dasting, Ursula
Platzbetrieb	Könen, Wilhelm	Demmer, Waltraud
Leng, Erich	Lohmar, Theodor	Grümmer, Renate
Schweeres, H.-Pet.	Baubetrieb I	Hartmann, Lothar
Küche	Klein, Josef	John, Gudrun
Hahn, Alwine	Allgem. Betrieb	Kempe, Paul
Janke, Hilde	Kramer, Waltraud	Kofler, Marie-Luise
Penders, Hubertine	Wirtz, Josefine	Manger, Doris
Blockwalzwerk	Gewerbliche Lehrlinge	Peifer, Irmgard
Kleinbölting, H.	Bergmann, Theo	Pfister, Adelheid
Ludwig, Anton	Fuchs, Otto	Ryffel, Fritz
Reduzierwalzwerk	Gaßmann, Klaus	Sauer, Ursula
Urban, Hans	Gawron, Hans	Schäfer, Gisela
Rohr-Kaltzieherei II	Hoffmann, Günter	Schläger, Detmar
Krämer, Johann	Huschbeck, H. Jürg.	Weise, Klaus
	Jäger, Karl-Heinz	Angestellte
		Linnesch, Liesel
		Schindler, Rch., Ing.
		Steinbrecher, Heinr.
		Thermann, August

Durch den Tod gingen von uns:

Friedrich Breibach		
Radwächter	am 13. 2. 56	Werk Reisholz
Anton Bilo		
Pensionär		
zul. Rohrwerksarbeiter	am 16. 2. 56	Werk Reisholz
Walter Fotschki		
Arbeiter		
Sozialwerkstatt	am 12. 3. 56	Werk Reisholz
Josef Zureck		
Pensionär, zul.		
Hammerwerksarbeiter	am 14. 3. 56	Werk Oberbilk
Wilhelm Mülhause		
Arbeiter		
Reparaturwerkstatt	am 13. 3. 56	Werk Oberbilk
Josef Petsch		
Rohrwerksarbeiter	am 20. 3. 56	Werk Reisholz
Wilhelm Schöllgen		
Dreher	am 29. 3. 56	Werk Reisholz
Josef Wollgarten		
Hammerwerksarbeiter	am 29. 3. 56	Werk Oberbilk
Josef Büllesheim		
Leiter der		
Betriebskrankenkasse	am 13. 4. 56	Werk Reisholz

Wichtiges mit wenig Worten

Aus der Personalabteilung

Zu Werkmeistern wurden mit Wirkung vom 1. März ernannt:

Walter Thom, Elektrische Werkstatt;
Fritz Petermann, Kranreparaturschlosserei.

Hauptabteilung Sozialwesen umgezogen

Die Hauptabteilung Sozialwesen befindet sich mit ihren Gruppen Grundstücksverwaltung, Sozialabteilung, Bü-

cherei jetzt im 1. Obergeschoß des neuen Werkgesundheitshauses, Eingang beim Pförtner I, Henkelstraße 209/213.

Es wird gebeten, folgende Besuchszeiten einzuhalten:

montags bis freitags von 10.30 bis 15.30 Uhr

samstags von 10.30 bis 12.00 Uhr

und auch telefonische Rückfragen nur während dieser Stunden zu erledigen.

Ein Schläfchen im Pentagon

Vom ersten Tage an waren die langen Gänge des fünfeckigen Labyrinths, das Amerikas Wehrministerium beherbergt, Zielscheibe des Spottes und Brutstätte von Washingtoner Geschichtchen. Eine glatte Verleumdung ist natürlich die Geschichte von dem Mann, der sich nach langen Irrgängen an ein leeres Pult setzte, um sich ein wenig auszu-ruhen; als er erwachte, fand er sich im Besitz einer Schreibmappe, eines Telefons und einer Sekretärin.

Verbürgt dagegen ist die Antwort der hochschwangeren Frau, die, in großer Eile nach dem Ausgang oder einem Doktor rufend, von einem Wachmann darauf aufmerksam gemacht wurde, daß sie in diesem Zustand nicht hätte kommen sollen. „Aber ich war ja nicht in diesem Zustand, als ich kam“, rief sie aus.

(Nach B. A. Botkin, „Sidewalks of America“, Bobbs-Merrill.)

Julius

von Johannes Schellenschmied

Julius, einer von uns, wird zur Armee eingezogen. Julius wird ein Gewehr in die Hand gedrückt und ein Stahlhelm auf den Kopf gesetzt. Fertig ist der Soldat, denkt Julius.

Der Hauptmann denkt anders.

„Mal herhören, Julius! Es ist Krieg —“

„Was? Schon? Im Ernst?“ fragt Julius und faßt erschrocken den Hauptmann am Arm.

Der Hauptmann beutelt wütend die Hand herunter.

„Es ist doch nur eine Annahme!“ schreit er.

„Es ist also Krieg und Sie stehen in vorderster Linie auf Wache und vor Ihnen taucht plötzlich ein feindlicher Soldat auf, was tun Sie dann?“

„Ich werfe mein Gewehr weg und mache, daß ich weiterkomme.“

Dem Hauptmann schlägt es die Rede.

„Im Gegenteil!“ brüllt er, „du hebst dein Gewehr hoch und schießt! Beginnen wir nochmals von vorn: Es ist Krieg, du stehst mit Gewehr und Stahlhelm auf Wache, plötzlich siehst du einen feindlichen Soldaten hinter einem Baum. Was tust du?“

„Ich hebe mein Gewehr hoch und schieße!“

„Bravo! Nehmen wir an, du hast ihn getroffen. Er ist tot. In diesem Augenblick steht hinter einem anderen Baum ein zweiter Soldat und schießt dir dein linkes Ohr ab. Was tust du?“

„Ich hebe mein Gewehr hoch und schieße!“

„Bravo! Jetzt kommt aber ein dritter Soldat und schießt dir dein rechtes Ohr weg. Was dann?“

„Dann bin ich blind“, sagt Julius.

„Kerl!“ schreit der Hauptmann, „ich sage doch Ohren, nicht Augen!“

„Ich weiß. Ich bin aber trotzdem blind.“

„Warum?“

Julius antwortet:

„Weil man mir einen Stahlhelm verpaßt hat, der dreimal zu groß ist. Wenn man mir jetzt die Ohren abschießt, fällt er mir herunter bis auf die Nase und ich sehe nichts mehr.“



Neues vom



Weitere Vorschläge wurden inzwischen prämiert:

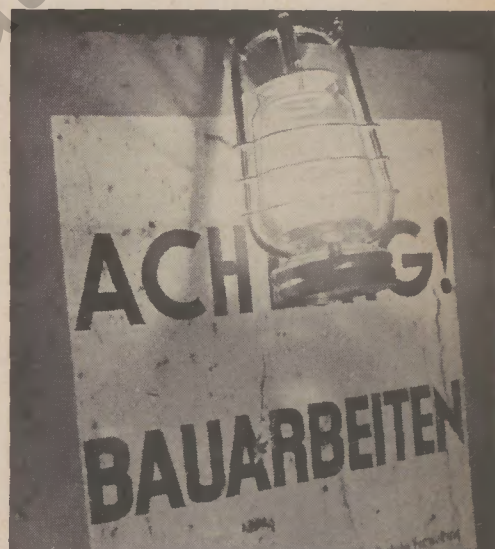
„Rohrbearbeitungsvorrichtung“

DM 125.—

„Verringerung der Abfallmenge an Stahl, Blockwalzwerk“ Buchprämie

„Loch- und Ziehpresse RZ III“

Buchprämie



Mancher würde immer laufen, ohne je sich zu verschauen auf der Jagd nach Ruhm und Glück — warnte nicht ein Ruf: Zurück!

Plötzlich heißt es Atem holen, denn es brennen schon die Sohlen. Sturmlicht warnt stets vor Gefahr den, der eilig ist und war.

Freilich wirkt wie eine Vase so zerbrechlich nicht die Nase, aber was einmal lädiert, Menschenantlitz nicht mehr ziert.

Warnsignale gelten allen! Einer schütze vor dem Fallen auch den andern, der vergißt, daß ein „Halt“ oft nützlich ist.

Ann



Im August vorigen Jahres wurde innerhalb des Werkes behelfsmäßig eine Getränke-Verkaufsstelle eingerichtet. Dort wurde der Verkauf von Milch, Kakao, Wasser, Limonade und Coca Cola, aber auch von Rauchwaren, Kaffee und Keks aufgenommen, um die Kollegen vornehmlich in den Kaffeepausen schneller bedienen zu können. Diese Einrichtung fand guten Anklang, so daß eine moderne Verkaufsstelle zwischen Magazin und neuer Versandhalle (hinter der Werkstatt Küppers) errichtet werden konnte.

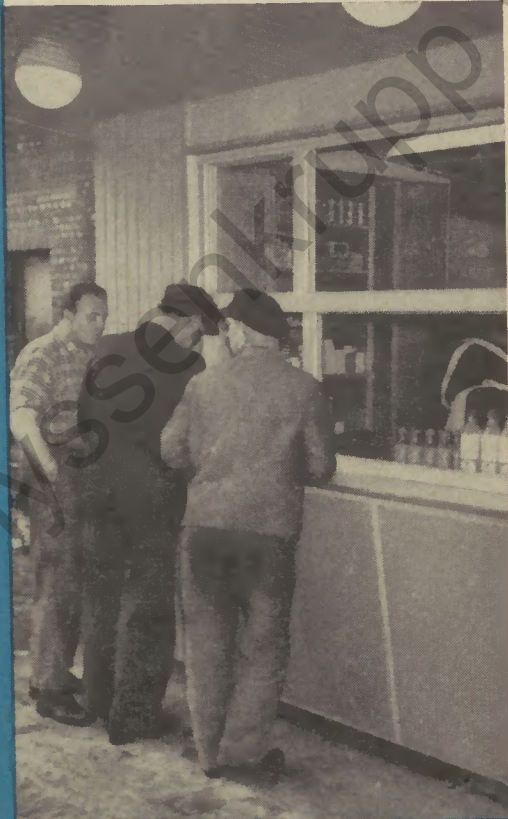
Die Lebensmittel-Abteilung glaubt hiermit den Erfordernissen gerecht werden zu können, ist jedoch für Anregungen und Verbesserungsvorschläge (nicht nur diese Verkaufsstelle betreffend) jederzeit dankbar.

Funke



Kurz belichtet

und berichtet



Betrunkene Fußgänger sind mitschuldig

Der Bundesgerichtshof in Karlsruhe hat in einem Zivilprozeß ein grundsätzliches Urteil zur Frage betrunkenen Verkehrsteilnehmer gefällt. Danach gelten die Erkenntnisse, die aus der Fahrunfähigkeit eines angetrunkenen Kraftfahrers gewonnen werden, entsprechend auch für einen Fußgänger.

In dem Prozeß ging es um die Ersatzansprüche eines Fußgängers, der mit einem Alkoholgehalt von 2,32 Promille in der Dunkelheit auf die Straße gelaufen und von einem entgegenkommenden Kraftwagen angefahren worden war. Nach Ansicht des Gerichts ist der Fußgänger bei diesem Unfall mit schuldig, solange er nicht den Beweis erbringen kann, daß seine Trunkenheit nicht die Ursache für den Unfall war. Die Frage des Mitverschuldens ist entscheidend dafür, etwaige Entschädigungsansprüche zu bemessen.

Da stimmt doch etwas nicht!

Bei der Überprüfung der Bedarfsmeldungen wurde in einem Betrieb festgestellt, daß im Laufe eines Jahres etwa ein Drittel mit der Bezeichnung „eilig“, „dringend“, „brennt“ und ähnlich beim Einkauf ankam. Vermutlich ist es bei anderen Betrieben ebenso. Sollte man nicht einen strengeren Maßstab bei der Dringlichkeit der Bedarfsmeldung anlegen, damit der rote Zettel oder das „eilig“ nicht entwertet wird?



Foto: Eisenkopf

oben: Ein Besuch des Wirtschaftsmuseums ist erst richtig interessant, wenn man selbst im Wirtschaftsleben darinnen steht, wie jetzt die gewerblichen Lehrlinge, welche Ostern zu uns kamen.

unten: Dem kaufmännischen Nachwuchs schien das Portal unseres Verwaltungsgebäudes ein sinnvoller Hintergrund für die spätere Erinnerung an den Beginn der beruflichen Laufbahn.

Werkfoto (Müller)



Wenn wir ehrlich gegen uns selbst sein wollen, müssen wir leider zugeben, daß die Anteilnahme am Nachbarn, am Kollegen, an dem Tun und Lassen unseres Nächsten weit mehr die Neugierde zum Motiv hat als die Sorge um sein Wohlergehen.

Eben, weil solche echte und wohlmeinende Sorge selten geworden ist, sollte sie anerkannt werden, obgleich ihr anderer Wesenszug die Bescheidenheit und das Wirken im Verborgenen ist. Das Verhalten unseres Kollegen Erich Klinz, Werk Reisholz, soll trotzdem hier nicht unerwähnt bleiben, den die Sorge um seinen Kameraden am benachbarten Arbeitsplatz trieb, nach ihm Ausschau zu halten, als er ihn einige Zeit lang neben sich vermißte. Mit Rücksicht auf die besonderen Umstände und die Beteiligten können wir nicht ausführlicher berichten. Es wurde ein Unglück verhütet, nicht aus der Geistesgegenwart im Augenblick der Gefahr, sondern durch die menschliche Anteilnahme, die tiefer sehen läßt als oberflächliche Neugierde.

Wir danken im Namen dessen, dem die Hilfe zuteil wurde. Möge jeder einen solchen hilfsbereiten Kameraden neben sich wissen.

Sonderschau im Wirtschaftsmuseum

Am 4. Mai eröffnete der Präsident der Hohen Behörde, René Meyer, im Wirtschaftsmuseum eine Sonderschau „Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl“. In gemeinverständlicher Weise sind Zweck und Ziel des Zusammenschlusses dargestellt, obwohl sich die oft recht komplizierten Zusammenhänge nicht immer ganz leicht anschaulich machen lassen.

Man begegnet heute nach 3jährigem Bestehen der Montan-Union gar nicht selten der Frage, wo sich ihr Wirken denn nun inzwischen bemerkbar gemacht habe. Eines der Schaubilder gibt darauf eine besonders treffende Antwort:

Wenn Sie heute Salat pflanzen, können Sie in ca. 6 Wochen ernten.

Wenn heute mit dem Abteufen eines neuen Schachtes zur Kohlenförderung begonnen wird, dann vergehen mindestens 10 Jahre, bevor die erste Tonne Kohle gefördert wird.

Eine besondere Abteilung ist den in den beteiligten Wirtschaftszweigen arbeitenden Menschen gewidmet. Daß die Errichtung des gemeinsamen Marktes auch hier Auswirkungen hat, wurde in unseren Werkmitteilungen schon erwähnt, als wir über die Arbeitskarte schrieben; doch sie ist nur eines der Themen in diesem Rahmen.

Wenn der Präsident der Hohen Behörde die Hoffnung ausdrückte, daß die Ausstellung den Besuchern das Wissen vermitteln soll, das zumindest notwendig ist, um sich ein Urteil zu bilden, so ist es gerade dieses, das uns veranlaßt, auf die Sonderschau hier in besonderer Weise hinzuweisen. Die Ausstellung bleibt bis zum 17. Juni in Düsseldorf und wird dann als Wanderschau auf die Reise gehen.

Herausgeber:	Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz
Verantwortlich:	Direktor August Best
Erscheinungsweise:	in zwangloser Folge
Druck:	Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal
Gestaltung:	Karl Busch, Wuppertal
Vertrieb:	Postversand im Verlags- stückverfahren

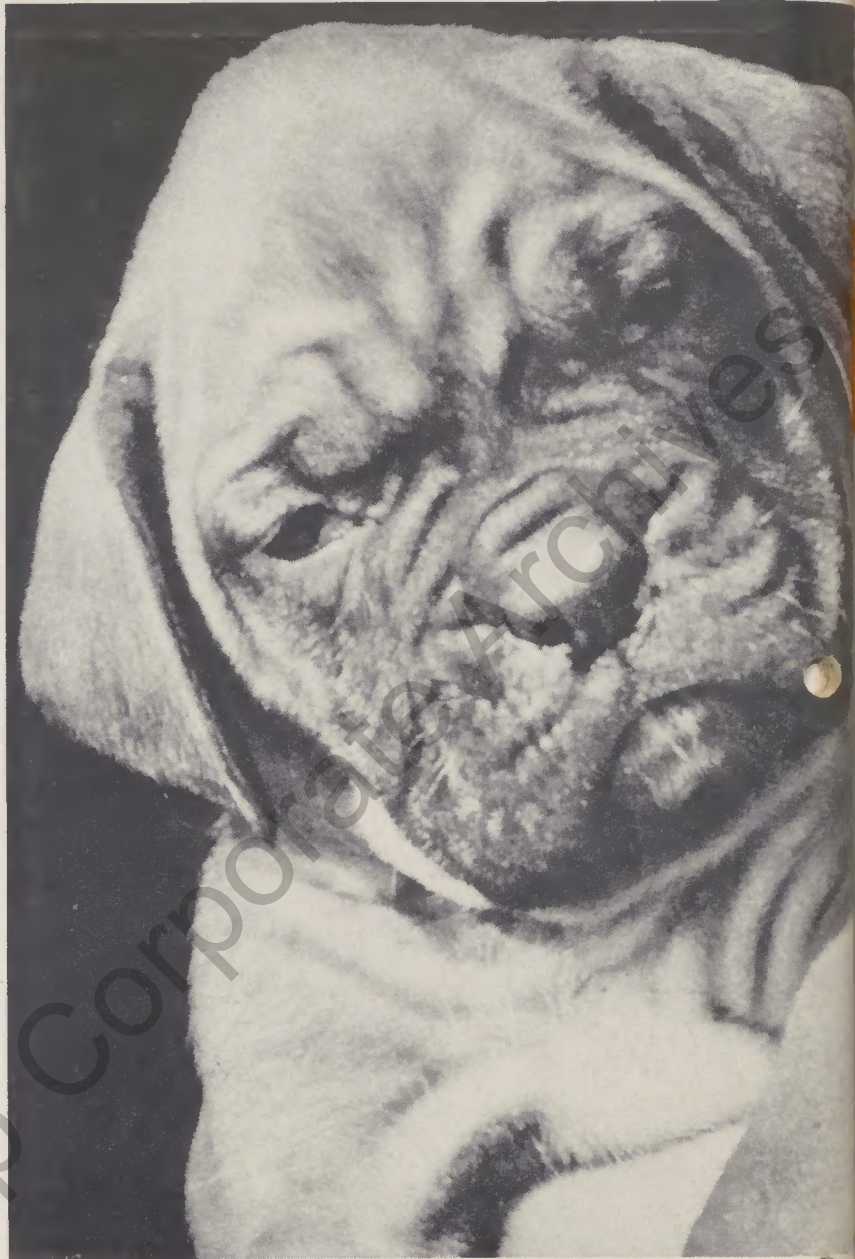
Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Schwierige Frage

Ein Mensch fragt bang sich nach dem Grunde
für das Verhalten gegen Hunde.
Bald sind sie Sinnbild höchster Treue,
der Förster preist des Dackels Schläue,
selbst große Denker sehen wir
gewogen einem Pudeltier.
Bald wieder sagen diese Herrn,
der Teufel sei des Pudels Kern.
Auch spricht man roh und voller Hohn
von „hündisch“ oder „Hundesohn“.
Der Schoßhund ist von Lieb umgeben,
doch „möcht kein Hund so länger leben“.
Der Mensch wüßt gerne, gramzerwühlt,
wie sich ein Hund denn selber fühlt.
Ob menschenüberlegen, freudig,
ob minderwertig, mies und rändig,
ob dummer Hund, ob krummer Hund —
doch schweigt des Hundes stummer Mund.
Es ist trotz Mühen, wirklich frommen,
nicht einfach, auf den Hund zu kommen.
Der Mensch, der nie auch rausgekriegt,
wo denn der Hund begraben liegt,
so lang an dieser Frage dreht,
bis selbst er vor die Hunde geht . . .

Eugen Roth



Vorsicht

Ein Mensch, mit keinem Grund zur Klage
als dem der allgemeinen Lage,
klagt trotzdem und auf jeden Fall,
klagt herzlich, laut und überall,
daß jedermann sich überzeugt,
wie tief ihn Not und Sorge beugt.
Wenn er sich nämlich unterfinge
zu sagen, daß es gut ihm ginge,
so ginge es ihm nicht mehr gut.
Der Neid, der rasche Arbeit tut,
hätt ihn vielleicht schon über Nacht
um all sein Gutergehn gebracht.
Drum hat der Mensch im Grunde recht,
der gleich erklärt, ihm ging es schlecht.

Eugen Roth